

Aus Deutschen Osten.



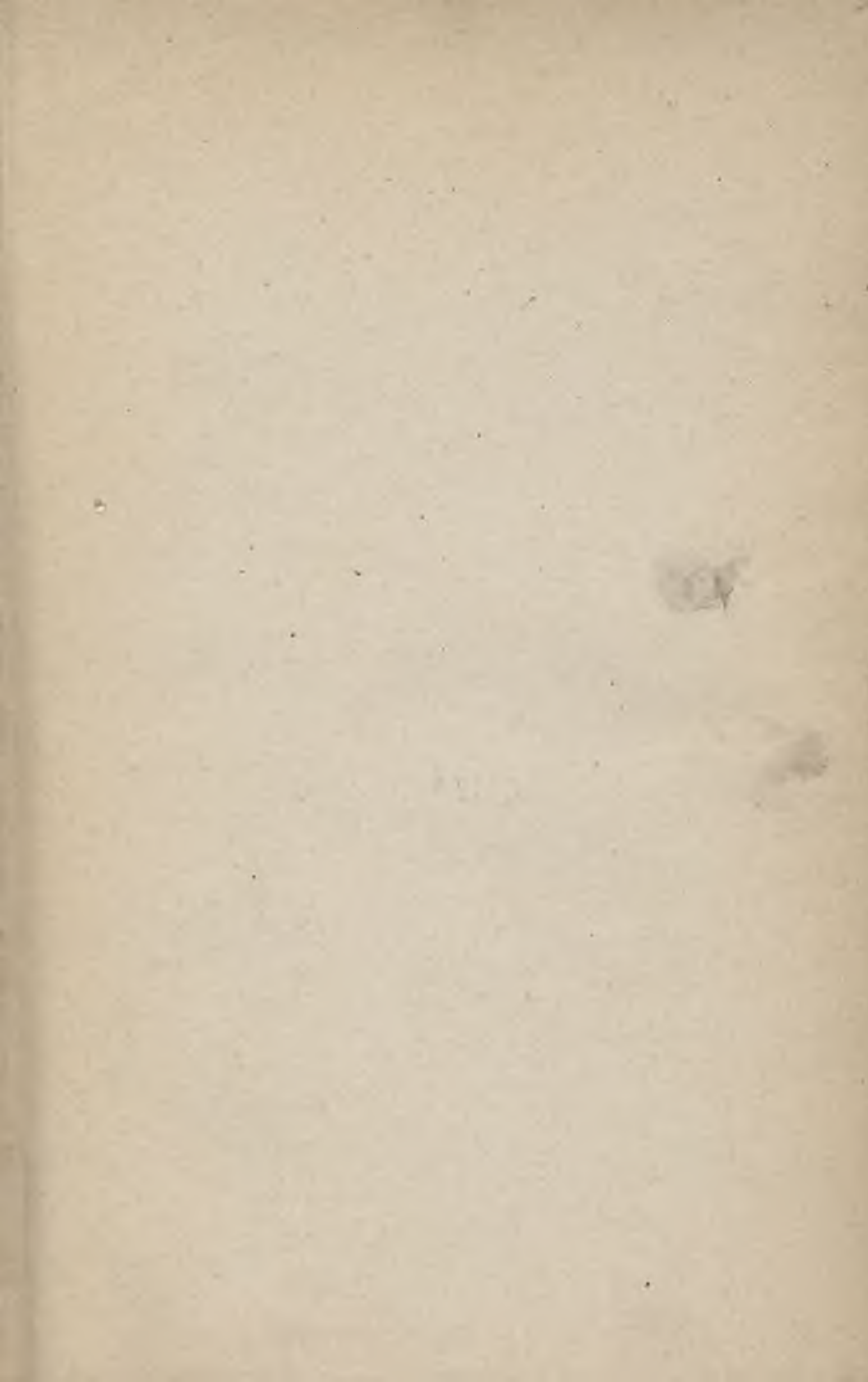
E. Grabowski

Im Erlengrund

Eine Schmugglergeschichte.

S¹ 77057







Im Erlengrund

von

E. Grabowski.



Mit 1 Vollbilde.

Priebatsch's Verlagsbuchhandlung, Breslau 1

SL 1162d

B2. 24213
7558581

511051



2002-01-31



I.

Von Wald und Sumpf umkreist, stand, hart an der rufischen Grenze das kleine Gehöft mit altem Schuppen und winzigem Häuslein. Aus dessen blinden Fensterscheiben sah die Einsamkeit, und auf dem alten Schindeldache hockte der Verfall. Der Wind fuhr mit derber Faust in Lücken und Sparren und warf hinab was lose war; spielte Fangeball damit. Der Regen schlüpfte durch offene Stellen auf Balken und Gemäuer, saugte sich da fest und ließ aus Fäulnis und Moder das wunderliche Kleinleben erstehen, das im Finstern wie Phosphor leuchtet, und furchtsame Menschen erschreckt. Schimmelpilze, die man so oft an faulem Holze sieht.

In dem Schornsteine nisteten Fledermäuse und Eulen. Mit leisem Fluge flatterten sie in der Dunkelheit, hockten auf dem alten Dache und es war gar nicht so wunderbar, daß es Menschen gab, die da erzählten:

„Ich habe das schwarze Huhn da oben sitzen sehen.“

Die Angst ließ sie leicht in der Eule das Huhn erkennen, das nach dem Aberglauben einfältiger Menschen nichts anderes war als der Teufel.

So kam das verlassene Gehöft in Verruf und Verfall. Die Menschen mieden es, gingen im Bogen darum und erzählten sich beim Feuerschein des Winterherdes, daß nächtlich Geister aus den nahen Sümpfen stiegen und im Erlengrund ihr Wesen trieben. Die Seelen jener Unglücklichen, die in den Sumpf geraten waren und jämmerlich da drinnen erstickten.

Lange Zeit stand das Häuslein unbewohnt. Da besah sich eine neue fürstliche Direktion das vergessene Grundstück und schrieb es zur Pacht aus.

Ein paar Taler Pacht mochte es im Jahre bringen und ein ordentlicher Pächter pflegte das Ackerland und war immerhin ein Schutz gegen die von Rußland kommenden Landstreicher.

Der Heger Bratel, zu dessen Revier der Erlengrund gehörte, litt an Gespensterfurcht, und machte nächtlich immer Kehrt, wenn er in die verrufene Gegend kam. Er hatte vor Menschen keine Furcht; aber „Wie schütze ich mich vor fleischlosen Wesen?“ Diese Preisfrage vermochte er nicht zu lösen. Es gab auch eiliche Bauern im Dorfe, die da meinten:

„Die Gespensterfurcht des Bratel sei nur gefabelt.“ Aber das war jedenfalls wahr, daß er den Erlengrund ganz und gar vernachlässigte.

Also ging eines Tages der Gemeindediener durchs Dorf und trommelte aus, daß am zwanzigsten September das Gehöft im Erlengrunde, mit Acker und Hutung, an den Meistbietenden verpachtet werden solle. Die Bauern liefen vor die Türen, horchten auf und schrieben sich den Tag der Versteigerung hinter die Ohren. Das machte wenig Mühe und fest saß es da auch — keiner vergaß den Termin. Vollzählig kam, wer gerade zu Hause war. Denn in jenem Walddorf gingen die Männer vom vierzehnten Jahre an auf die nahen Erzgruben, und häuerten dort, taten Schlepper- und Subberdienst, je nach Alter und Kraft.

Wer also am zwanzigsten September zu Hause war, fand sich in der Gemeindestube des Dorfes ein; rauchte, spuckte kunstgerecht den braunen Speichel in die Ecke und lauschte auf das, was der Ortsvorsteher verlas. Die Herren von der Forstverwaltung saßen würdevoll hinter dem Tische auf dem Ehrenplatze und gaben ihre Instruktionen. Die Bauern machten große Augen, aber es hatte keiner Lust, das kleine Besitztum zu pachten. Sie sahen verlegen drein.

„Je nu — ich hab ja meine Wohnung . . . was tu ich mit der Chaluppee, die nächstens der Wind wegtragen tut . . .“ redeten sie untereinander.

Aber da war doch einer, der ein Angebot machte. Der Valentin Berger. Er wohnte mit Frau und Kindern beim Clemenz Seiez zur Miete und drückte sich in zwei engen Kammern zusammen. Wenn er das Häufel hätte, könnte er auch Ziegen halten; aber hoch dürfte halt die Pacht nicht sein — nicht höher als der Zins, den er jetzt zu zahlen habe.“

Die Vermaltung fand das Angebot sehr niedrig; da sich aber kein Mitbewerber fand, gab sie nach und Valentin Berger erhielt die Pacht auf zehn Jahre für einen kleinen Preis.

Ganz stolz erzählte er das seiner Frau, die blaß und hager war. Man sah ihr die Mühe eines arbeitsvollen Lebens deutlich an.

„Ich freue mich ja, Valentin,“ sagte sie in der ruhigen Art, die ihr eigen war — „aber wenn es dort doch nicht ganz mit rechten Dingen zugeht . . . wenn es wahr ist, was die Leute sagen . . . wenn Nachts wirklich Gespenster zu sehen sind in dem öden Hause . . . ich glaube, ich wäre auf der Stelle tod!“

Valentin Berger macht eine abweisende Geberde:

„Das ist ja Unsinn, Rosalka . . . welcher gute Christ wird an so was glauben! Halte Dich an meinen Wahlspruch: Tue recht und scheue niemand. Dann brauchst Du Dich auch vor Geistern nicht zu fürchten. Im übrigen sind wir ja da — der Lorenz und ich! Ich meine, mit uns beiden handelt nicht so leicht jemand an! Unsere Reilhauen sind gute Waffen!“

Da gab sich Frau Rosalie zufrieden und an einem klaren Herbsttage zogen sie hinaus in den Wald und beschauten die neue Wohnung von allen Seiten. Lorenz und Valentin deckten das Dach, malten die Stuben aus, brachten den Stall für die Ziege in Ordnung. Anfang Oktober war alles blitzsauber und konnte bezogen werden. Frau Rosalie war sehr zufrieden. Sie hatte nun eine Küche, eine große Stube und zwei Schlafkammern. Unter dem Giebel war noch ein Kämmerchen für Marianne, Bergers älteste Tochter. Sie war achtzehn Jahre alt, frisch und rosig, hatte dunkle, blitzende Augen und blondes Kraushaar. Sie war mit dem Lorenz, der nur der Pflegesohn ihrer Eltern war, verlobt. Die Hochzeit sollte gefeiert werden, wenn Lorenz, der auch in die Erzgruben ging, Oberhäuer sein würde. So hatte Valentin Berger es bestimmt. Er wollte nicht, daß seine Tochter in ärmliche Verhältnisse käme. Er selbst stammt von Bauern ab, hatte einige hundert Taler Geld in der Bank liegen und galt in seinen Kreisen als wohlhabend. Sparsam, nüchtern, fleißig war er jedenfalls, und so litt seine Familie keine Not.

Der Oktober war vorübergegangen. Die Bäume hatten ihr grünes Mäntelchen abgeworfen, standen kahl und trauernd da. Novemberwind heulte im Walde; schüttelte die Bäume, zauste und rupfte sie in wilder Wut. Was da nicht ganz fest saß in Mutter Erdens Schoß, fiel um und lag zerbrochen oder entwurzelt am Boden; erlitt einen frühen Tod.

Von der Dorfkirche herüber klangen Trauerglocken. Es war Allerseelen und auf den mit Blumen geschmückten Gräbern flammten die Opferkerzen, die liebender Sinn auf die Gräber gesetzt. Auch Frau Rosalie kam mit den Kindern vom Friedhof. Eilig schritt sie durch den Wald, denn es hieß im Volke:

„Am Allerseelentage öffnen sich die Gräber und die Toten stehen auf, wandeln zwischen Himmel und Erde hin und her und wollen nicht gestört sein.“

Besonders die Seelen der in Ungnade Verstorbenen waren gefürchtet. Und es gab in dieser Gegend etliche, die der Tod gerufen vor der Zeit. Schweigend und dunkel, voller Geheimnisse schien der Wald. Frau Rosalie sprach kein Wort; auch die Kinder redeten nicht. Fest klammerten sie sich an der Mutter Rock. Marianne hielt die Kleinsten an den Händen; so gingen sie eilig dahin. Über ihren Köpfen heulte der Wind und rauschten die Tannen, die kahl stehenden Eichen, Buchen und Erlen. Manchmal schrie ein Käuzchen seinen klagenden Ruf in die wilde Nacht.

Weit und endlos schien den Frauen der Weg, der vom Dorfe zum Erlengrund führt. Endlich hatten sie ihr Heim erreicht. Lorenz war zu Hause. Er hatte das Feuer im Ofen unterhalten und die kleinen Petroleumlampen angezündet. Traute Behaglichkeit empfing die Heimkehrenden. Bald saßen alle um den runden Tisch und aßen Kuchen und tranken Kaffee.

Valentin Berger war nicht mehr zu Hause. Er war zur Nachtschicht gegangen. Er hatte es mit Lorenz so eingerichtet, daß immer einer Nachts zu Hause blieb; damit Frau und Kinder nicht ohne männlichen Schutz waren. Marianne war zwar nicht furchtsam, aber sie besaß doch nur die Kraft der Frau, die sich niemals messen kann mit der sehnigen Kraft des Mannes. Und das Haus lag so einsam, so weit ab von menschlicher Hilfe!

Lorenz saß auf der Ofenbank und rauchte. Dann und wann warf er einen warmen Blick auf Marianne, daß sie erröthend die Augen niederschlug und ihre Finger rascher die Nadeln des Strickstrumpfes bewegten. Sie war nie müßig, und gar jetzt, wo sie zur Hochzeit rüstete, fand sich immer Arbeit vor.

Die jüngeren Kinder, zwei Mädchen und ein draller, blonder Knabe, hockten zusammen geschmiegt auf der Bank. Die Furcht saß ihnen noch in den Gliedern. Die Furcht, die unter den flimmernden Lichtern auf dem Friedhofe leise in ihren kleinen Herzen erwacht war, und in der Dunkelheit des Waldes fortgewirkt hatte. Es hätte keines sagen können, wovor es sich fürchtete! Es war eben die tieferste Stimmung des Tages, die auch sie ergriff.

Und aus dieser Stimmung heraus fragte die kleine Suska: „Ist es wahr, Mutter, daß heut die Seelen umgehen auf der Welt . . .?“

Ihre großen Kinderaugen hasteten bang auf dem Gesicht der Mutter.

„Ja,“ sagte die unsicher. „Man sagt es. Ob es wahr ist, weiß ich nicht. Aber manches geschieht auf der Welt, das wunderbar genug ist. Da wohnte hinter dem Mühlbach am Waldesrande die Witwe Koczur — ihr kennt sie ja auch noch — mit ihrem Sohne ganz allein. Es war Allerseelen und der Winter zeitig ins Land gekommen. Hoch lag der Schnee auf den Feldern. Es stürmte und johlte ums Haus.

Ich habe mir das alles so genau ins Gedächtnis eingeprägt, weil es mir die alte Koczur oft genug erzählt hat. — Sie stand an jenem Abende gerade am Herd und bereitete die saure Roggensuspe, ihr Sohn putzte das Lederzeug für das Pferd, mit dem er auf den Gruben arbeitete; da bellte draußen laut ein fremder Hund. Der Heinz — so hieß ihr Sohn — will hinausgehen und sehen, was da los ist — doch die Mutter hielt ihn zurück.

„Geh nicht hinaus!“ sagte sie zu ihm, „denn heut ist Allerseelen.“

Aber Heinz gehorchte nicht. Er ging doch hinaus. Er hörte den Hund laut bellen und sah einen fremden Jäger vorübergehen. Der Hund lief hinter dem Jäger her und war

ganz schwarz . . . In diesem Augenblicke rief Marianne der Mutter zu:

„Horch nur, wie jämmerlich unser Hektor heult!“

Jäh unterbrach sich Frau Rosalie und horchte hinaus. Die Kinder schrienen auf — laut heulte der Hund im Hofe.

„Ich weiß nicht“ — — sagte Marianne und stand auf — — „ich weiß nicht, was das bedeuten soll, daß Hektor jede Nacht so unruhig ist! Das war doch früher nicht der Fall. Auch gestern konnte ich nicht schlafen, so gejammt und geheult hat er.“

Sie griff nach der Bergmannslampe, die schwülend über dem Herde hing. „Ich will doch einmal nachsehen,“ sagte sie und ging zur Thür.

Da sprang Lorenz hastig auf und nahm ihr die Lampe aus der Hand. „Laß doch den Hund den Mond anwinkeln.“ Er hing die Lampe wieder an den alten Platz, über den Herd.

Marianne sah ihm verwundert in das braune Gesicht.

„Warum soll ich nicht nachsehen, was dem Hunde fehlt?“ fragte sie. „Ich fürchte mich nicht!“

„Weil es eine Dummheit ist,“ gab er ärgerlich zur Antwort. „Dem Köter geschieht nichts. Er langweilt sich und winkelt zu seiner Unterhaltung. Stör lieber den Abend nicht und laß Mutter weiter erzählen. Sie war so schön im Zuge.“

Marianne sah wohl, wie spöttisch es dabei um seine Lippen zuckte; aber sie sagte nichts dazu, nahm ihren Strickstrumpf und setzte sich wieder auf ihren alten Platz.

Die Kinder bettelten: „Erzähl doch weiter, Mutter — wie war das mit dem Hunde? Schwarz war er und einem Jäger lief er nach . . .“

„Ja, einem fremden Jäger,“ fing Frau Rosalie wieder an. „Heinz ging ihm nach. Der Jäger ging immer rascher, bis er hinter der Mühlenbrücke plötzlich stehen blieb und sich umwandte. Da fängt auf einmal das Mühlenwehr zu rauschen an; obwohl doch alles vereist war, Steine flogen in der Luft herum. Von allen Seiten stürmt es unsichtbar mit kaltem Atem auf ihn ein. Faucht, bellt, winkelt, miaut, als wenn alle Hölle geister los wären. Da kam eine schreckliche Angst über den armen Burschen. Ihm wars, als griffen eisige Hände

nach ihm — er wandte sich um und fing zu laufen an. Aber es johlt, heult und bellt gellend hinter ihm her; wirft ihm Schnee in den Nacken; zerrt an seinen Kleidern. Er läuft und läuft in seiner Herzensnot. — Die Nacht wird ganz fluster und — huiii greifts mit tausend Händen nach ihm. . . . In Schweiß gebadet, von Todesangst getrieben, erreicht er endlich die Hütte seiner Mutter und reißt die Thür weit auf. Es war die höchste Zeit, schon packt es ihn unsichtbar an den Haaren, da — steht er auf der Schwelle der Hütte und ist gerettet. Denn neunerlei geweihte Kräuter sind unter der Schwelle begraben und am Pfosten hängt der Weihwasserkessel. Halb ohnmächtig taumelt er tiefer in die Küche. Die Mutter fängt ihn mit ihren Armen auf, macht das Kreuzzeichen über sein blasses Gesicht und sagt leise:

„Weißt Du nicht, daß heute Allerseelen ist? Da geht um, was in der Erde ruht und kein Christenmensch geht nach Sonnenuntergang auf die Straße.“

Atemlos hatten die Kinder zugehört. Die kleine Susi saß ganz starr da, aber der kecke Paulek rief lebhaft: „In die Küche kommen die Geister nicht, gelt nein Mutter!“

„Nein,“ sagte Frau Rosalie und strich liebevoll über den Blondkopf. Draußen pfiß der Wind. Huiiih — tobte er um das Haus, lockerte die Schindeln des Daches und warf sie herab. Polternd fielen sie in den Hof. „Krrach — krrach“ ging das. Frau Rosalie bekreuzte sich. „Eine schlimme Nacht,“ sagte sie und sah nach der Uhr. Die zeigte die zehnte Stunde. Da rief sie den Kindern: „Wascht Euch die Hände und geht zu Bett. Ihr müßt morgen zur Schule.“

Aber den Kindern saß die Furcht in den Gliedern, ängstlich sahen sie auf die bewegten Schatten, die das rote Licht der Bergmannslampe an die Wand warf. In dem Augenblicke bellte Hektor wütend auf. Die Kinder schrien. Frau Rosalie wurde blaß wie der Tod — Marianne aber sagte bestimmt: „Es muß ein Fremder im Hofe sein. Sieh doch einmal nach Lorenz!“

Da stand Lorenz mißmutig auf, nahm seine Mütze vom Nagel und ging zur Thür. „Nimm doch die Lampe mit,“ rief

ihm Marianne nach. Er war aber schon draußen; frachend warf er die Thür hinter sich ins Schloß.

Marianne sah mit großen Augen nach der Thür, hinter welcher Lorenz verschwunden war. Sie war sehr erregt.

„Kommt Dir Lorenz nicht ganz verändert vor, Mutter?“ fragte sie.

„Aber Marianne, was für Einfälle Du hast!“

„Er ist doch anders als sonst!“ behauptete die Tochter.

„Seit wir hier im Walde wohnen, hat er sich so verändert. Immer mürrisch, immer scheu und still ist er . . .“

„Sei nicht so kindisch,“ wehrte Frau Berger ihrer Rede und wandte sich den Kindern zu:

„Marsch jetzt ins Bett! Es ist die höchste Zeit.“

Weinerlich folgten die Kinder; obwohl der Sandmann ihnen schon die Augen zudrückte. Die Mutter führte sie in die Kammer und Marianne blieb allein. Sie stützte den Kopf in die Hände und horchte hinaus. War es der Wind, der flüsternd um das Haus strich? Oder hörte sie wirklich leise, leise Stimmen miteinander reden! Die Kinder sprachen drinnen ihr Nachtgebet. Die Mutter deckte sie ordentlich zu, küßte sie und machte über jedes das hl. Kreuzzeichen, damit sie sicher schliefen in Gottes Hut.

Als sie ins Zimmer zurückkam, war Marianne noch immer allein. Sie wunderte sich darüber.

„Der Lorenz muß doch vor sechs zur Schicht,“ sagte sie. „Er sollte lieber noch ein paar Stunden ruhen, als bei diesem Wetter im Hofe herumzukriechen.“

Marianne zuckte die Achseln. Sie sprach kein Wort. Aber Frau Rosalie sah, daß in ihren Augen Tränen glänzten. Da war sie sehr bewegt.

„Was hast Du denn, Mädchen? Warum bist Du so traurig?“ Sie zog die Tochter an sich. Strich mit harter, und doch so linder Hand über ihre rothigen Wangen. Es geschah nicht oft, daß sie die große Tochter liebte. Sie hatte genug zu tun mit den kleineren Geschwistern. Mit Pauel, der das erste Jahr zur Schule ging, und noch viel Pflege brauchte. Marianne wandte sich leise aus dem Arm der Mutter. Sie schämte sich

ihrer Tränen und fuhr mit der blauen Schürze ein paar mal über ihr Gesicht.

„Er soll es nicht sehen, daß ich geweint habe. Er kann das nicht leiden —“

Indem kam Lorenz wieder ins Zimmer zurück. Marianne sah ihn fragend an, er lachte, hängte seine Mütze weg und meinte:

„Dumme Gänse seid Ihr Frauen! Fürchtet Euch vor einem Windstoß! Es war draußen nichts. Der Hund hat ein Stück Wild gewittert. Vielleicht ein Fuchs — was weiß ich! Wölfe giebt's ja wohl nicht mehr bei uns . . . also keine Angst haben. Freilich, was wißt Ihr . . . steht erst mal so eine Nacht um die andere auf Wache . . . da verlernt Ihr das Gruseln gründlich.“

Er war auf einmal sehr lustig. Sprach laut und lebhaft, erzählte Schwänke aus seinem Soldatenleben und suchte auf jede Weise die Aufmerksamkeit der Frauen vom Hofe abzulenken.

Draußen tobte der Sturm wild um das Haus und Hektor klaffte so laut, so angstvoll, daß auch beherzte Menschen erschrecken konnten.

„Das ist ja zum toll werden,“ rief Lorenz ärgerlich; nahm die Hundepeitsche vom Nagel und ging nochmals hinaus.

Marianne sah ihm mit einem Gemisch von Freude und Trauer nach.

„Hübsch ist er, Mutter, da ist nichts zu sagen! So schlank, so kraftvoll, so . . . ich muß immer an unsern Herrn Fürsten denken, wenn ich ihn ansehe. Meinst Du nicht auch, daß er ihm ähnlich sieht?“

„Ja — er trägt den Bart so,“ erwiderte die Mutter, die den Fürsten nur aus Zeitungsabdrücken kannte. Nachdenklich fügte sie hinzu: „Er hat auch so was Stolz'es im Gesicht.“

„Ja — aber wirst Du es glauben, Mutter — ich fürchte mich manchmal vor dem Lorenz. Vor dem Fürsten fürchte ich mich nie. Ich hab' ihn doch schon ganz nahe gesehen. — Wie kommt das nur, Mutter, daß ich mich vor dem Lorenz fürchte?“

„Eine dumme Gretel bist Du.“ Lächelnd strich Frau Rosalie über die weiche junge Hand der Tochter, an deren Goldfinger ein breiter Ring glänzte.

„Wie kannst Du Dich fürchten vor jemanden, der Dir so schöne Sachen schenkt! So einen Ring . . . Den hat nicht leicht ein anderes Mädchen! Und die seidene Schürze, die er Dir am letzten Sonntag mitgebracht, das türkische Tuch! Es ist nicht ganz so wertvoll wie das meine, das ich von meiner Mutter geerbt habe, aber es ist aus reiner Wolle gewebt . . . undankbar bist Du!“

„Nein Mutter! Ich will gar nicht so teure Geschenke. Ein Tuch für zwanzig Mark, wie es die Zebullen trägt, wäre mir auch recht! So denk ich immer, woher nimmt er das viele Geld?“

Frau Rosalie Berger sah die Tochter betroffen an. Daran hatte sie noch nie gedacht! Aber Marianne hatte recht, woher nahm Lorenz das viele Geld? Ein Bergmann verdiente doch nicht so viel, daß er so teure Geschenke machen konnte! Aber sie redete der Tochter zu:

„Du mußt nicht so viel denken, Marianne! Der Lorenz ist fleißig und sparsam, er geht nur selten ins Wirtshaus; braucht fast nichts extra für sich. Ich kenne ihn doch von Jugend auf! Hab' ihn doch vom achten Jahre an in meiner Hut. Viel Gutes hat der arme Junge damals nicht erlebt!“

Nachdenklich strich die Frau über ihr ergrauendes Haar, zupfte das Kopftuch zurecht, das sie, wie alle Frauen des Dorfes, trug und seufzte tief auf. Eine düstere Zeit ging an ihrem Geiste vorüber und spiegelte sich in ihrem blassen Gesichte wieder.

„Ach, Marianne,“ fing sie mit müder Stimme wieder an, „was weißt Du vom Leben! „Wenn ich zurückdenke — ich war jung verheiratet, mein erster Junge, der kleine Joseph, acht Wochen alt — da mußte der Vater mit in den Krieg; hinüber nach Osterreich. Ich habe Tag und Nacht geweint und gebetet . . . Der Vater kam ja auch heil und gesund zurück mit den andern . . . aber die Cholera zog doch hinter ihnen her. Herrgott, war das ein Sterben! Mein Lebtag vergesse ich es nicht! Alle Tage Tote. Der alte Rischka, Du hast ihn ja noch gekannt, den

kleinen Grubentischler, der hatte seine gute Zeit. Alle Tage Särge, und immer nur Särge zusammenzuschlagen. In den Wald trug man die Toten, weit weg vom Dorfe. Ich weiß nicht, ob Du schon einmal dort warst auf dem alten Kirchhof! Es geht niemand gern hin, obwohl fast jeder aus dem Dorfe ein Grab dort hat. Heut ist freilich alles versunken und verfallen, wer wollte Gräber pflegen, die so ein schrecklicher Tod gefüllt! Wir hatten alle Angst hinzugehen. Das Kreuz soll ja noch stehen . . . ja, das wird wohl noch stehen. Meinen kleinen Josef habe ich auch hergeben müssen damals — aber ich durfte nicht klagen, wo es andere viel, viel schlimmer getroffen hat. Da starben in manchen Häusern beide Eltern auf einmal, oder alle Kinder — wie es Gott eben geschickt hat. So sind dem Lorenz Vater und Mutter innerhalb dreier Tage gestorben. Der arme Kerl stand auf der Straße und heulte. Ich sehe ihn noch. Ein strammer Bursch, braun wie ein Zigeuner — geschrien hat er, daß das ganze Dorf zusammenlief. Bis man herausbekam, was eigentlich los war, verging eine ganze Zeit. Schrecklich war's. Niemand wollte ins Haus gehen und die beiden Toten begraben; sie waren arm, es war kein Pfennig Geld da. Na, der Ortsvorsteher hat ja dann Ordnung geschaffen. Der Lorenz hatte sich an meine Schürze geklammert und immer geschrien: „Mutter, Mutter!“ Nun hatte uns Gott den Josef genommen, da dachte ich mir, er schickt Dir den Jungen dafür. Ich habe ihn zu mir genommen; er hat ja wohl immer satt zu essen gehabt, ja . . . gewaschen und genäht habe ich auch für ihn . . . aber, Gott mag mir es verzeihen, so lieb wie Euch habe ich ihn nicht gehabt . . . er war doch nicht mein Kind. Das hat ihn wohl düster gemacht!“

Marianne hatte still zugehört. Die schlichte Güte dieser Frau, die ihre Mutter war, rührte sie tief.

„Wie gut Du bist, Mutter,“ flüsterte sie zärtlich und schmiegte sich an die blasser, hagere Frau, die mit nie ermüdender Lust für sie alle sorgte und schaffte und darbot. Ja auch das — immer kamen Mann und Kinder zuerst, immer dachte sie zuletzt an sich! Wie glücklich traf es sich doch, daß sie, gerade sie den kleinen Lorenz zu sich genommen! Niemand hätte ihn so gepflegt.

„Du bist gut, Mutter,“ sagte sie noch einmal und die älternde Frau lächelte verlegen.

„Ich habe ja nur getan, was Christenpflicht war. Aber laß jetzt, ich habe noch zu tun,“ und sie machte sich los von der Tochter, schob sie sachte weg von sich, ging zum Herd und stellte die Suppe für ihren Mann in die Ofenröhre, damit sie warm sei, wenn er morgens aus der Grube kam. Für Lorenz goß sie den Kaffee, den er zur Schicht nahm, in die blaue Kanne, schnitt Butterbrote und belegte sie mit kaltem Rauchfleisch, packte alles sauber ein.

Indem kam Lorenz wieder herein. Er sah nachdenklich aus, hing die Hundepettsche in den Winkel hinter dem Ofen, wo sie immer ihren Platz hatte, und wandte sich ab, als er Mariannens ernste Augen, forschend auf sich ruhen sah.

„Es ist nur der Wind, der durch den Hof streicht und den Hund so rebellisch macht,“ stotterte er.

Vielleicht wäre es besser gewesen, er hätte gar nichts gesagt. Marianne sah ihn ganz verwundert an. „Der Wind? Ich glaube das nicht recht. Ich lasse es mir nicht nehmen, es schleichen fremde Menschen um den Hof herum. Ich höre sie oft miteinander flüstern . . .“

„Geister finds!“ höhnte Lorenz.

Da wurde sie böse. „Ja, Geister! Wer das glaubt! Ich nicht . . . nein, so dumm bin ich nicht. Damit kannst Du höchstens den ganz alten Leuten kommen — aber mir doch nicht! Ich habe es neulich knacken hören, nahe bei der Scheuer, ganz leise, so als ob einer eine Flinte sicherte . . .“

Da fiel er ihr erregt ins Wort. „Mir scheint, Du träumst mit wachen Augen! Laß das dumme Gerede — gieb mir die Hand und geh jetzt schlafen. So“ — er fuhr mit seinen rauen Fingern über ihre weiße Mädchenhand, die trotz schwerer Hausarbeit weich geblieben war — „wir werden uns doch nicht streiten um nichts! Wir haben uns doch lieb! Ich denk doch bei allem nur an Dich! Hab echte Korallen beim Italiener bestellt und ein goldenes Kreuz kaufe ich Dir auch . . . schön sollst Du sein und fein!“

Sie atmete schwer. Diese teuren Sachen waren es ja, die sie ängstigten.

„Ich bin auch mit unechten Perlen zufrieden. Kaufe mir bei Siedners Perlen für neun Mark, sie sind auch schön!“

„Na laß mal . . . ich tu, was ich will — Du hast doch nicht drein zu reden. Und nun Gott befohlen! Ich leg mich nicht erst hin. Es ist spät geworden — ich warte noch ein Stündchen hier auf der Bank und geh lieber gleich zur Grube. Im Bechenhause kann ich auch noch duseln.“

„Gute Nacht!“ Marianne stieg leise die Stiegen zu ihrem Kämmerchen hinauf. Sie wollte die Kinder nicht wecken. Lorenz kleidete sich zur Arbeit um, nahm Grubenstock, Lampe und Reilhau und ging fort. Der Wald war dunkel und feucht. Der schmale Weg, der sich zwischen den Tannen hinzog, war schwer zu erkennen. Aber die kleine Lampe leuchtete und tanzte wie ein roter Kobold vor ihm her. Er sah in ihrem Schein immer genug von dem Wege, den er zu gehen hatte. Aber er sah es nicht, daß sich aus dem tiefen Waldesdunkel ein Mensch löste und hinter ihm herschlich. Er sah es nicht; aber er hörte es. Einmal blieb er stehen und drehte sich nach dem Schleicher um — da stand auch der andere still. Das Dunkel der Nacht verhüllte ihn. Lorenz wurde lustig. „Lauf du nur mit, so weit Du willst,“ dachte er und pfiß ein lustiges Bergmannslied. Wie zum Hohn klang es dem andern in die Ohren. Als Lorenz in den Weg einbog, der zu den Erzgruben führte, blieb sein Beobachter im Walde zurück.

II.

Durch den Wald getrennt vom Erlengrund lag das Dorf eingebettet in einer Mulde, wie ein Nest. Es war ja auch ein heimlich Nestlein, in dem stille, fleißige Menschen lebten, die in jener Zeit, da noch keine Kunststraße sie mit den Nachbarorten verband, selten weiter aus dem Dorfe kamen, als bis zu ihren Arbeitsstätten. Es hatte fast jeder Bauer sein kleines Anwesen, hatte sein Grundstück, hatte das Recht, auf der Hutweide seine Kühe oder Ziegen zu hüten. Aber der Acker war arm, wie überall in jener obererschlesischen Gegend. Das Land glich hier dem reichen Geizigen, der über dem goldenen Gewande einen schlichten Mantel von Leinwand trägt. Tief in

der Erde schlummerten die Schätze, die Tausenden und Tausenden Arbeit und täglich Brot brachte, aber die Erde, die diesen Reichtum deckte, war sandig, kalt und unfruchtbar. Karglich wuchs der Halm des Getreides, karglich nur gedeihete die Kartoffel, das Kraut; hart und trocken war das Gras der Hutweide. Der Bauer konnte davon mit seiner Familie nicht leben. Er hätte abwandern müssen und das Land brach liegen lassen, anderen zur Beute, wie das vor Zeiten im dreißigjährigen Kriege so oft geschehen ist. Damals kannte man die Bedeutung und den Wert der schwarzen Kohlen noch nicht. Heut hält sie die Bauern fest auf der väterlichen Scholle. Sie brauchen nicht aus dem Lande zu gehen und in der Fremde ihr Brot suchen! Die Heimat gibt es ihnen reichlich. Auf den nahen Gruben finden sie Arbeit. Täglich gehen die Männer eine Stunde Weges zu ihren Arbeitsplätzen, und eine Stunde wieder zurück. Mühselig erscheint uns das in der Zeit der elektrischen Bahnen, Autos und Flugschiffe; aber vor 1870, war nicht einmal die Eisenbahn so ausgebaut wie heut. Da waren Schusters Rappen gar sichere und wohlfeile Verkehrsmittel! Und gesund war die Beförderung. So ein Marsch in reiner Luft brachte das Blut in Wallung, ersetzte den Bergleuten, was ihnen die Grube nahm. Erhielt ihr Blut rot und warm. Die Bauern jenes Dorfes waren mit Leib und Seele Bauern, pflügten und säeten das Erbe ihrer Väter, und die Lerchen sangen ihnen dazu ihre Jubellieder; aber die Bauern jenes Dorfes waren auch gute Bergleute. Sie gingen gern in die Grube, die sie wie eine treue Mutter ernährte. So führten sie ein Doppelleben. Benützten den schichtfreien Tag zur Feldarbeit und dankten täglich dem lieben Gott für das immer neue Geschenk des Lichtes und der Sonne, wenn sie aus dem dunklen Schoß der Erde stiegen.

Fromm, genügsam, einfach in ihrem Leben, in ihren Wünschen waren jene Menschen; aber nicht alle! Es gab auch etliche unter ihnen, die habgierig nach fremdem Gute spielten, die ernten wollten ohne Mühe, was ein anderer gesät. Es gab da einige, die zum bösen Beispiel anderer wurden. Die in der Woche hinter dem Biertisch saßen und das Geld lose in der Tasche trugen.

Die Schenke unterschied sich in ihrer Bauart nicht von den anderen Häuschen. Ein Balkenhaus mit Stroh gedeckt, auf das wohl mehr als hundert Jahre der Himmel niedergeschaut. Es stand noch bis zu dem großen Brande im Jahre 1890, dem es zum Opfer fiel. Heut steht ein steinern Haus auf seiner Stelle. Damals aber genügte noch dieses kleine Schrotholzhaus, über das der wilde Birnbaum schützend seine Zweige breitete. Zur Zeit dieser Begebenheiten saßen die Gäste noch unter der braunen, morschen Balkendecke, an die im Frühling die Schwalben ihre Nester klebten.

Es war einige Tage nach Allerseelen, als ein paar Bauern hier zusammen kamen. Lorenz war auch dabei. Im Grubenkittel, der ölig und schmierig war, saß er mit den anderen, die sich die Zeit nahmen, am Wochentage ihr Geld zu vertun. Sie tranken Apfelswein und erzählten sich Neuigkeiten.

Im Jagdrevier wurde ein Sechzehnder vermißt. Ein kapitaler Hirsch, der für die nächste Jagd zum Abschuß bestimmt war. Die Forstverwaltung war in Verzweiflung über diese freche Dieberei; die übrigens den alten Jäger Bratek um seine Stellung gebracht hatte.

„Der Kerl,“ hatte es geheißen, „taugt nichts mehr; ist dumm wie das gewisse Tierchen mit den langen Ohren — läßt sich sozusagen das beste Wild vor der Nase abschießen!“ Er wurde durch Leonhard, einen noch jungen Menschen, ersetzt, der eben seine Militärzeit abgedient hatte. Bei den Jägern in Öls hatte er gestanden.

Die Bauern besprachen den Fall. Erzählten sichs lachend, daß wohl der Bratek selber . . . na, laut sprach man nicht davon. Man tuschelte nur, zwinkerte mit den Augen und schielte sich zu, was man zu wissen meinte.

Der Wirt hatte zu tun mit dem Einschenken der leeren Gläser. Es waren durstige Männer, die da saßen, und bei Rasse waren sie auch. Die ließen nie ankreiden bis zur nächsten Böhnung! Eben nickte der dicke Wirt dem Lorenz über den Tisch zu. Der hatte Cider bestellt — er trank nur selten Bier. — Da tat sich die Schanktür auf und eine schlanke Gestalt im hechtgrünen prallstehendem Rocke, die Flinte über der Schulter, schob sich herein.

„Der neue Heger,“ ging es flüsternd von Mund zu Mund. Mißtrauische, vorsichtige, prüfende Bauernaugen gingen über ihn hin. Er ließ sich am Schancktisch einen „Tichauer“ geben und trank ihn stehend, musterte dabei die Schankstube und die Männer, die so gemütlich beim Trunkte saßen, in früher Morgenstunde.

„Wer sind die?“ fragte er den Wirt. Der zählte ihm die Namen aller auf. Zuletzt nannte er Lorenz Pawliczek vom Erlengrund.

„Vom Erlengrund?“ fragte der Jäger zurück, und nahm Lorenz genauer ins Auge.

„Das ist ja wohl die verrufene Gegend, in der nächtlich die Geister ihr Wesen treiben?“

Der Wirt zuckte die breiten Schultern, schenkte ihm einen zweiten Korn ein und meinte dann mit dem gleichgültigsten Gesicht von der Welt: „Ja, ja, man erzählt sich manches. Ich horch nicht hin. Sie wissen ja, ein Wirt hat Ohren und darf nicht hören, er hat Augen und darf nicht sehen, einen Mund und muß schweigen . . . Geschäft ist Geschäft — das andere geht mich nichts an.“

Aber der Heger war allzu neu im Orte, er gab nicht nach. „Man erzählt sichs aber doch überall!“

Der Wirt warf einen raschen Blick über ihn. Dann zuckte es in seinen Mundwinkeln spöttisch auf. Er bückte sich über den Apfelwein, den er eben eingoß und sagte ganz harmlos:

„Na ja — man sagt's . . . und früher, wie das Haus noch unbewohnt war, da mag ja so was vorgekommen sein. Aber jetzt wohnt der Häuer Berger dort . . . da verkriechen sich die Geister. Es ist ihnen nicht wohl in der Nähe von Menschen.“

„Und der Berger — was ist der für ein Mensch?“ fragte Leonhard weiter.

„Nu ja — wie wird er sein — halt wie unsereins. Hat halt auch die Nase der Länge im Gesicht und das Maul der Quere. Ja, ja!“ Er machte dumme Augen zu seiner Rede, der Wirt, und drehte die Daumen über seinem dicken Leibe um und um.

Die Bauern lachten hell auf. Leonhard wurde rot vor Mut. Mühsam beherrschte er sich. „Die Bande steckt unter einer Decke,“ sagte er sich.

Lorenz rief ihm über den Schanftisch zu: „Ihr dürst dem Wirt nichts übel nehmen. Er ist nu mal so! Daß er 's dicke hinter den Ohren hat, seht Ihr ja. Er macht gerne schlechte Witze!“

Es lag aufreizender Hohn in dem Tone, in dem Lorenz zu dem Heger sprach. Er glaubte in der langen, dünnen Gestalt den Schleicher wiederzuerkennen, der ihm nachts durch den Wald gefolgt war. „Sucht wahrscheinlich im Erlengrund den Sechzehnder,“ höhnte er hinter dem Leonhard her, der gute Miene zum bösen Spiel machend, kühl gegrüßt hatte und dann gegangen war.

„Das ist ein ganz Kluger; will sich mit Schnüffelei einen Orden verdienen . . . aber wir wollen ihm es gönnen . . . uns kanns ja gleich sein, ob er den Wildddieb fängt oder nicht . . . uns geht das ja nichts an . . . wir haben andere Dinge im Kopfe.“

So ging es hin und her unter den Bauern. Sie nickten einander zu, machten ernsthafte Gesichter und bliesen blauen Dampf aus ihren Pfeifen. Wie eine Wolke umkreiste er ihre Köpfe.

Leonhard schlug indessen den Weg ein, der zum Erlengrunde führte. Gern hätte er dies oder das über die Familie Berger erfahren — „aber der Wirt ist zugeknöpft bis zur Nasenspitze,“ dachte er. Hier heits wohl auch: „Ein Fuchs verrät den andern nicht.“

Langsam strich er durch den kahlen Wald, der nur schwach mit Nadelholz durchsetzt war. Das Wild schreckte vor seinen Schritten, mehr noch vor seinem Flintenlaufe, und: husch, husch — kugelten die Hasen in possierlicher Flucht die schüßfige Bahn hinab. Es gab Veteranen unter den Langohren, die sehr wohl die Rolle kannten, die die Flinte und der grüne Rock in ihrem Hasendasein spielte! Da war mancher von ihnen anläßlich großer Jagden noch in letztem Augenblick höchster Gefahr wie durch ein Wunder dem drohenden Tode entronnen, durch eine Lücke der Treiberkette. Sie mochten wohl denken:

„Weit vom Schuß ist immer die beste Sicherung fürs Leben“ und gaben Ferkengeld, sobald die dürrn Zweige im Walde raschelten und der Flintenlauf in der Sonne glitzerte.

Marianne stand im Hoftor, als Leonhard den Erlengrund erreichte. Im roten Rock und schwarzen Nieder, das Blondhaar kranzartig aufgebunden, sah sie gar lieblich aus.

„Donnerwetter, die könnt mir gefallen,“ dachte der Jäger, langsam näher tretend und höflich grüßend. Dabei ging es ihm durch den Kopf: Die sieht der Lorenz nur täglich!

„Einsam wohnt Ihr hier,“ redete er Marianne an. — „Man erzählt sich im Dorfe, es sei hier nicht geheuer.“ Es lag ein zärtlicher Ton in seiner Stimme. Der zwang sie zur kühlen Antwort:

„Wir fürchten uns nicht; denn wir glauben nicht an Geister.“ Verlegen spielte sie mit den Bändern ihrer Schürze.

„So, so.“ Er sah sie scharf an. So, als wolle er sich fragen: Was weißt Du, liebes, schönes Mädchen von dem Unrecht, das hier nächtlich durch die Wälder schleicht! Oder war sie gar davon unterrichtet? Tat Hehlerdienste für die Bande?

Er wurde mißtrauisch. Sein Vorgänger Bratek hatte ihm allerlei erzählt, von Geistern, die über den Sumpf wandelten, in dem jeder Mensch rettungslos versank, wenn er unvorsichtig hineingeriet; von Wilddieben, die wie die Raben stahlen, Hasen und Fasanen in Schlingen fingen und Rehe mit der Keilhaue erschlugen.

Ob es wahr war? Darnach hatte sich Leonhard noch nicht gefragt. Möglich war es, denn im Winter war das Wild leicht zu fangen, wenn Hunger und Schnee es aus dem Walde trieben. Sein Mißtrauen, auch Marianne wisse mehr von den Wilddieben, die er in diesem Hause suchte, wuchs, als sie wie absichtlich sagte:

„Vor Menschen muß man sich wohl fürchten, aber es kommt nur selten ein Fremder hierher. Was wäre auch hier zu holen? Der Wald ist unfreundlich im Winter!“

Das klang ihm so als wolle sie sagen: „Gieb Dir keine Mühe, hier geht alles sehr still und ruhig zu — hier ist nichts auszuschnüffeln — nein, gar nichts.“

Und so zurückhaltend, ja abweisend war sie zu ihm, gerade wie die Leute unten im Dorfe. „Dahinter steckt etwas!“ dachte er, diese natürliche Zurückhaltung einsam lebender Menschen nicht verstehend.

Ihm war der Erlengrund als verdächtig bezeichnet worden — darüber verlor er den klaren Blick. Witterte Geheimnisse hinter jeder Zaunlatte. Sah in dem alten Schuppen, der den Hof nach dem Walde zu abschloß, eine Diebeshöhle. Uralt und dem Zusammenbruche nahe war der aus Schrotholz kunstlos zusammengefügte Schuppen. Er zeigte in dem Eingang auf der Hofseite keine Thür; war angefüllt bis zu dem tiefen Strohdache mit altem Kram und Wirtschaftssachen. Sehr verdächtig kam er dem Jäger vor. Leicht ließ sich da drinnen etwas verbergen.

Mit kurzem Gruß empfahl sich Leonhard von Marianne und ging weiter, den Hofzaun entlang; seine scharfen Jägeraugen in alle Winkel sendend. Er sah nichts Besonderes in dem sauberen Hofraume. Alles stand auf dem rechten Plaze; es gab keine Winkel und Ecken, die dem Versteck dienen konnten. Nur der Schuppen ließ ihn nicht mehr los. Er untersuchte die Rückwand sorgfältig, fand aber nichts, das seinen Verdacht genährt hätte. Eine einfache, aus Brettern zusammengeschlagene Wand, die Fugen mit Latten verschlossen — sonst nichts. Kein klaffender Riß in dem alten Holz, keine Thür, kein vortretender Knorren. Alles glatt, schleimig von jenen winzigen Pflanzen, die überall da ihre Wurzeln schlagen, wo Fäulnis ihnen den Boden bereitet.

Kopfschüttelnd ging der Jäger weiter. „Schwören möchte ich, der Lorenz ist neulich in der Nacht aus dieser Wand gekommen,“ flüsterte er vor sich hin. Ging noch einmal zurück; schnüffelte die Luft ein, die den Schuppen umgab — kein Wildgeruch war zu spüren.

„Nach Spiritus riechts aber verdammt stark!“ dachte er, zog den Gurt der Jagdflinte fester an, und gab es auf, hier Geheimnisse zu finden. „Aber hängen will ich, wenn der Kerl, der Lorenz, uns allen keine Nase dreht! Der kommt mir verwegen genug vor — dem traue ich so eine heimliche Jagd schon zu! Dem ja!“ — Er war an den Sumpf gekommen, der

grau und öde lag. Eine Eisdecke schimmerte zwischen dem Gestrüpp der Wasserpflanzen durch — aber das Eis war wie Papier, leicht brach der Fuß hier durch. Es waren schon starke Fröste nötig, um das vom Wald geschützte Moor zur Brücke zu machen zwischen hüben und drüben! Hinter dem Sumpfe lag die Grenze, markiert vom russischen und deutschen Adler. Kopflos, verwittert, zernagt vom Zahn der Zeit, waren die hölzernen Gebilde. Krähenschwärme zogen mit tragem Fluge über den Sumpf, hinter dem sich der Schattenriß einer welligen Landschaft vom blassen Horizont hob. Eine Viertelstunde mochte Leonhardt gegangen sein, als ihm die weiß-blau-rote Flagge des russischen Reiches ins Auge fiel. Er stand an der hölzernen Brücke, die den Grenzverkehr beider Länder ermöglichte. Stark bewacht war drüben die russische Grenze. Bis an die Zähne bewaffnet gingen die Kosaken ihren Dienstweg hin und her, her und hin.

Leonhardt stand ein Weilchen auf der Brücke und sah hinüber in das Nachbarland, das arm und kahl da lag. Er dachte wieder an den gestohlenen Sechzehnder. Leicht wäre der da nicht hinüberzuschaffen gewesen — dachte er. Als er sich zurückwandte, sah er Lorenz vor sich. Er kam aus dem Dorfe; grüßte mehr spöttisch als freundlich und ging weiter auf dem Wege, der nach seiner Wohnung führte.

Leonhardt fühlte sich unbehaglich durch diesen spöttischen Burschengruß. „Er lacht mich aus,“ dachte er. „Aber wir wollen schon sehen, wer hier zuletzt lacht!“

III.

Unermüdllich lag Leonhardt auf der Pauer. Es war für die Entlarvung der Wildddiebe von der Forstbehörde ein Preis ausgesetzt worden, das spornte seinen Eifer doppelt an; daneben auch sein Strebertum. Unentbehrlich wollte er seinem Revier werden! Aber wie sehr er sich auch Mühe gab, den Erlengrund in mancher Nachtstunde umkreiste, den Lorenz mehr als einmal heimlich folgte, sein Verdacht blieb ohne Boden.

Da, einmal schien ihm das Glück günstig. In regen-schwerer Vorfrühlingsnacht, sah er dunkle Gestalten in des

Schuppens Nähe. Atemlos stand der Lauscher hinter einer dicken Buche. Wild ging sein Blut — jetzt mußte sich ihm das Geheimnis offenbaren, das durch den Erlengrund schlich und — er fühlte es wohl, von diesem alten, morschigen Schuppen ausging! Wieder sah er die Männer wie dicke, dunkle Schatten aus der Nachtschwärze tauchen. Waren es Wilddiebe, die hier nächtlich ihr Wesen trieben? So lange er das Revier beging, hatte er freilich nichts beobachtet, was auf Wilddieberei schließen ließ; aber es war ja möglich, daß die Gauner unsicher geworden waren durch die Entlassung des Bratef. Nun, wenn es wirklich Wilddiebe waren, die er hier sah, dann war ihm die Belohnung sicher, die die Verwaltung ausgeschrieben. So fing er im Geiste bereits die Taube auf dem Dache und vergaß den Augenblick zu nützen.

Als er wieder hinter dem Baume hervorsah, waren die Männer verschwunden. Wie in die Erde gesunken waren sie. Er traute seinen an die Dunkelheit so gut gewohnten Augen nicht; leer war der Platz, auf dem die Männer eben noch gestanden. In nichts unterschied er sich von seiner regengrauen Umgebung. Still wars im Erlengrund. Es ging kein Wind. Auch der Regen rauschte nicht. In seinen Schnüren fiel er zur Erde. Da trat Leonhard sachte hinter dem Baume hervor, horchte nach allen Richtungen hin, schlich sich an den Schuppen heran, leuchtete mit einer Blendlaterne den Boden in seiner Nähe ab. Er war zerstampft von Nägel beschlagenen Schuhen, die Spuren davon waren deutlich in dem lehmigen Grunde zu sehen. Kreuz und quer zogen sich die Fußtritte hin; sie verloren sich dann im weichen Moose. Kopfschüttelnd sah Leonhard das Rätsel vor sich. Wo waren die Menschen geblieben, die er hier vor fünf Minuten gesehen hatte!

Er starrte unverwandt auf die graue Wand des alten Schuppens, als könne die ihm Antwort geben.

Sie hatte wohl viel gesehen im Wandel der Zeiten, diese alte, alte Bretterwand, aber — sie verriet nichts von ihren Geheimnissen. Da stellte Leonhard die Blendlaterne auf den nassen Boden, zog seinen Zollstab aus der Rocktasche und begann, die deutlichsten Fußabdrücke zu messen, wie ein Geheimpolizeimann.

Im Begriff, die gewonnenen Maße in sein Notizbuch einzutragen, fühlte er sich plötzlich von fremder Hand berührt.

Jäh schnellte er in die Höh und sah, so weit es die Dunkelheit gestattete, in das spöttische Gesicht des Lorenz.

„Die Mühe könnt Ihr am Tage bequemer haben,“ sagte der, mit sichtlichem Hohn. „Sowie der Regen nachläßt, wird das Dach völlig ausgebessert, da könnt Ihr auch hineinschauen in das alte Nest. Vielleicht findet Ihr einen verborgenen Schatz dadrin.“

Sichtlich beschämt stand der Jäger da. Sollte er wirklich einem Schatten nachlaufen? Hatte ihn die Nacht mit ihrem Dunkel geäfft, als er hier Menschen sah? Aber was machte Lorenz in dieser Stunde hier? Die Frage war leicht zu beantworten.

„Ich gehe zur Schicht, wie Ihr seht — wenn Ihr Lust habt, kommt ein Stückchen mit.“

Und Leonhard, verwirrt durch die sichere Art des Lorenz, ging mit ihm bis zu der Stelle, an der sich der Weg gabelte, rechts zu den Gruben und links ins Dorf zurückführte.

Leonhard wurde die Erinnerung an jene Nacht nicht so leicht los. Als er dem alten Förster davon erzählte, zog der schmunzelnd die langen Bartenden durch die Finger und sagte:

„Ich hab euch ja gewarnt vor dem Erlengrund! Nu habt ihr's selbst gesehen, daß es umgehen tut in dem verfluchten Nest!“

So ging die Zeit. Der Frühling kam und legte seine Blumendecke über Wald und Flur; über den morrigen Sumpf, daß er wie ein gestickter Gürtel zwischen den beiden Landen lag, dem russischen Reiche und dem deutschen Walde. In den Binsen und Wasserpflanzen nisteten hunderte von Vögeln. Kibitze flogen unermüdlich schreiend um ihre Nester, wenn Menschen ihre Einsamkeit störte. Es war die Zeit der großen Blüte, die Zeit, da die Natur voller Geheimnisse ist. Düste durchsetzten die Luft und berauschten die Menschen; in bunten Farben glühete die Welt, Leuchtfläfer lagen wie goldgrüne Diamanten über das Moos des Waldes verstreut, und in den Büschen

piepte die junge Vogelbrut. Märchen wurden lebendig im Walde. Auch der Erlengrund war voller Sonne.

Lorenz war Oberhäuer geworden und seine Hochzeit mit Marianne sollte Ende August gefeiert werden. Am letzten Sonntage waren beide beim Pfarrer gewesen und hatten das Aufgebot bestellt. Marianne war voll innigen, stillen Glückes. Sie freute sich auf das eigene Heim. Bis jetzt hatte sie im Schutz des elterlichen Hauses ohne Verantwortung ein behagliches und sorgloses Leben geführt. Nun sollte sie selbst einen Hausstand gründen, Pflichten übernehmen gegen den Mann ihrer Wahl, ihm das Leben tragen helfen, das für ihn in ernster, gefährvoller Arbeit ausklang, wie der Herr Pfarrer gesagt hatte. So schön, so herzerhebend hatte der geistliche Herr zu ihr gesprochen und sie stand noch unter dem Eindruck der feierlichen Rede, als die Mutter in ihre Kammer kam und sie anrief:

„Aber Marianne — Du sitzt und träumst in den hellen Tag hinein und vergißt das Bergfest heut! Vater und Lorenz sind schon fort. Spute Dich und mach Dich fein! Es ist ein großer Tag. Du weißt es, viel Menschen strömen heut zusammen und die höchsten Beamten von den Grubenverwaltungen werden mit ihren Frauen und Töchtern da sein.

Da wachte Marianne aus ihren Träumereien auf. Hurtig zog sie die Sonntagskleider an, den bunten Rock, das gestickte Nieder, Bänder und Perlen schmückten sie. Lieblich sah sie aus in ihrer Jugend und sittigen Schönheit. Auch die Mutter hatte die besten Kleider angezogen, und so gingen sie auf schmalem Bergmannspfade in den Grubenort, der heute im Zeichen des Bergfestes stand. Uralt ist diese Feier und war zur Zeit dieser Erzählung lebendiger als heut.

Der Wald war voller Duft und Frische und hallte wieder vom fröhlichen Bergmannsgruß „Glück auf!“

Von allen Seiten kamen die Bergleute herbei im knappen Bergmannsanzuge, den Ischako mit wehendem schwarzen Federbusch auf dem Kopfe und mit ihnen kamen die Frauen und Mädchen im bunten Putz.

Vor dem Grubenhause versammeln sich alle, die Beamten mit weißen Federbüschen in goldbetrefter Uniform, die Berg-

kapelle mit roten Federbüschen. Ein buntes, lustiges Bild, das die farbigen Kleider der Frauen noch lebhafter durchbricht. Die Männer ordnen sich und mit wehenden Fahnen, mit klingendem Spiel zieht der lange Zug der Bergleute zur Kirche, gefolgt von den Frauen und Mädchen. Denn erst will der Bergmann Gott danken, für das täglich neu geschenkte Leben, will erst seinen Segen erbitten für den schweren, gefährvollen Beruf im finsternen Schoß der Erde, will für die Kameraden beten, die da unten einen frühen Tod gefunden haben.

Weit sind die Hallen der Kirche geöffnet. Dicht gedrängt stehen da drinnen die Menschen, und wer keinen Platz gefunden hat, kniet draußen unter dem blauen Julihimmel. Die Orgel rauscht und feierlich klingt die alte Bergmannsweise zum Himmel:

„Eh' ich mag darauf finnen,
Mein Tag'werk zu beginnen,
Auf ich an, o Vater, dich,
Flehe: Gott beschütze mich!
Glück auf — Glück auf — Glück auf!“

Brausend verhallte der ernste Gesang und die kirchliche Feier nahm ihren Fortgang. Solch ein Tag im lachenden Rahmen des blühenden Sommers ist wie ein Goldkörnchen, das sich festsetzt im Herzen und nach Jahren leuchtet und wärmt.

Marianne lauschte mit Entzücken dem herrlichen Orgelspiel, das aus der offenen Kirche drang — das Schlußlied klang feierlich aus und die Musik eröffnete den Zug zum Festplatz. Lustige Weisen erschütterten die Luft. Von den Fördertürmen der Gruben wehete das Bergmannsbanner, die Bechenstuben waren mit Kränzen und Blumen geschmückt. Lange Tafeln mit Bier, Wurst, Semmel besetzt, luden die Gäste ein und als der Magen sein Recht erhalten, begann der Tanz und lustige Bergmannslieder wurden gesungen:

„Glück auf! Zum frohen Feste,
Das uns heut hier vereint!
Glück auf! Der Schar der Gäste,
Die uns heut hier erscheint!
Auf' laßt die Gläser klingen,
Gefüllet bis zum Rand,
Dazu ein Lied uns singen
Vom edlen Bergmannsstand!
Glück auf — Glück auf — Glück auf!“

Die Gläser klangen und helle Lust lachte aus den Augen der fröhlichen Menschen. Marianne tanzte viel. Wenn sie mit Lorenz im Walzer dahinslog, flüsterten die Menschen hinter ihr her: „Wie schön sind die beiden und wie gut passen sie zusammen!“

Auch Leonhard war unter den Gästen des Bergfestes. Er saß mit einigen Bekannten an einer langen Tafel und ließ sich das Freibier, das an diesem Tage geschenkt wurde, gut schmecken. Von Zeit zu Zeit warf er einen neidischen Blick auf Lorenz und seine Braut. „Das Mädchel sieht wie eine Prinzessin aus,“ sagte er. „Ihre Kleider sind wohl vom feinsten Stoff, die Perlen, die sie um ihren zierlichen Hals gereiht trägt, sind mehr als hundert Mark wert. Und seht nur das schwere goldene Kreuz, das an den Perlen hängt — wahrlich, der Berger ist ein guter Vater, daß er die Tochter so ausputzt; und Geld muß er haben!“

Sein Nachbar, ein alter Grenzaufseher in Pension, wischte sich den Bierschaum aus seinem mächtigen Schnauzbarte und sagte in seiner gemüthlichen Art:

„No jo, jo — der alte Berger hat ein Stück Geld in der Bank liegen, aber so dumm is' er nicht, daß er dem Mädchel dafür Firlefanzereien kaufen wird! Ne — wer sein Geld schwer verdient, giebt es auch nicht so leicht her.“

Das war dem Leonhard aus der Seele gesprochen.

„Recht habt Ihr — leicht muß das Geld verdient sein, das in diesem Puze steckt!“ Während er sprach, brach die Musik mit schrillum Tone ab, der Tanz war zu Ende und Lorenz führte seine Braut an einen der freistehenden Tische. Auch er war glücklich. Knapp saß ihm die Festtracht vom feinsten Tuche, das Fahrleder hinten ausgebunden, war spiegelblank, die schwarzen Federn auf seinem Tschako nickten und wippten; golden glänzten die Messingknöpfe mit dem eingepprägten Bergmannszeichen „Schlägel und Eisen“ an seinem Anzuge. Geschmeidig und gut gewachsen hob er sich vorteilhaft aus der Gruppe der Kameraden, die von der Natur minder gütig ausgestattet, vielleicht auch weniger gepflegt als er, bleich und hager waren.

Lorenz war ungemein beliebt unter den Bergleuten. Mehr als einmal hatte seine sehnige Kraft, seine Geistesgegenwart und seine Menschenliebe, drohende Todesnot abgewandt von seinen Arbeitsbrüdern. Wie er jetzt da stand, stattlich, mit rausgepreßter



Brust, gerade und stolz, erkannte man gern in ihm den Soldaten, der bei der Garde in Potsdam gestanden. Den stolzen, pflichttreuen Soldaten, der sein Leben leicht hingiebt im Dienst des Vaterlandes. Und da sagte sich Leonhard, der ihn voll Neid betrachtete: „Der wagt sein Leben auch um kleineres Gut. Der wagt sein Leben für den Reiz der Gefahr!“ Das ging ihm wie der Blitz durch den Kopf. Und er dachte wieder an den gestohlenen Sechzehnder. Geld hatte der Lorenz, wenn er die Braut so reich beschenkte, leicht erworbenes Geld, denn nur das wird leicht ausgegeben. So grübelte der Jäger. Die Wilddieberei im Walde hatte freilich aufgehört. Wie fleißig er auch bei Tag und Nacht das Revier beging, nichts Verdächtiges zeigte sich, keine Falle, keine Schlinge, kein fremder Schuß — aber das Geheimnis des Erlengrundes war noch nicht aufgeklärt, es ließ ihm keine Ruhe, verfolgte ihn Tag und Nacht. Im Traume sah er dunkle Schatten durch die Bretterwände des alten Schuppens gehen, sah Kapitalhirsche mit vierundzwanzig Enden am stattlichen Geweih darin verborgen, sah in das hohn lachende Gesicht des Lorenz.

Der lachte auch jetzt; aber wie ein Glücklicher, dem der Himmel voller Geigen hängt. Der nicht daran denkt, daß neben dem vollen, warmen Leben auch der graue Tod hockt.

„Wein her, und Wurst und Kuchen!“ rief er dem Wirte zu, und schenkte allen ein, die an der Tafel saßen, Mariannen und ihren Eltern, und den Kameraden, die sich dazu gefunden hatten. Eine fröhliche Gesellschaft, die die Gläser klingen ließ zum munteren Gesang. Zum Bergfest gehören Bergmannslieder und so sang man lustige und traurige Weisen, wies gerade kam.

Lorenz als glücklicher Bräutigam schlug vor das Lied von der Rose zu singen und bald ertönte es im Chor:

„Rote Ros' am Bergmannskleid,
Mir vom Lieb gegeben;
Lieb und Treu, dein stummer Gruß
Gilt fürs ganze Leben.
Leuchte nur du Sonnenstrahl
Mir beim Lämpchen matt und fahl,
Ich werd' nicht erbeben.

Brausend wiederholte der Chor:

Ich werd' nicht erbeben.

Rote Ros, am Bergmannskleid,
 Deine duft'ge Blüte,
 Strahlt mit ihrem sanften Glanz
 Tief mir ins Gemüte.
 Mahnend mich ans Liebchen fein,
 Daß ich's in dem Herzen mein,
 :: Treu und sorglich hüte. ::

Rote Ros' am Bergmannskleid
 Welkt dein zarter Schimmer,
 Die dir gab am Kleid den Plaz,
 Die vergeß ich nimmer.
 Ob auch Kampf mein Sein beschwert
 Treu bleibt sie mir stets und wert,
 :: Allezeit und immer." ::

[M. Niedurny.]

„Allezeit und immer,“ verklang es im Chor der ungeschulten Stimmen; aber darum stahl sich das Lied nicht minder in die Herzen der Zuhörer, die es noch nicht kannten. So löste ein Lied das andere aus des Bergmanns reichem Sangeschatze, der sich von Ort zu Ort ziehend, seit Jahrhunderten erhalten und stetig gemehrt hat. Denn der Bergmann hat ein fröhliches Gemüt und leicht wird ihm das Wort zum Liede.

Neben dem Gesange kam auch der Tanz zu seinem Recht. Die Bechenstube war in einen Tanzsaal verwandelt worden und ein Podium im Freien aufgeschlagen. Lorenz ließ es zu, daß seine Braut auch mit seinen Kameraden tanzte, obwohl das sonst nicht Sitte war. Wie sie im Walzerschritt dahinslog, rückten einige der Bergleute enger an ihn heran und es wurde leise gesprochen, mit vorsichtiger Umschau, ob nicht ein Unberufener nahe sei. Leonhard am nächsten Tische strengte seine Ohren an; so scharf sie waren, so geübt im Belauschen des Wildes, er verstand nichts. Nur hin und wieder fing er ein paar volle Worte auf, so einmal hörte er Lorenz sagen:

„Na meinetwegen, so lang ich noch frei bin . . .“

Harmlose Worte an sich, aber sie wurden verschärft durch das Geflüster, das sie begleitete. Leonhard neigte sich zu dem ehemaligen Grenzaufseher, dessen Gesicht bereits blank war wie poliertes Kupfer, vom reichlich genossenem Bier, und fragte ihn leise:

„Traut Ihr dem Lorenz Wildddieberei zu?“

Da lachte der, daß sein Gesicht in die Breite ging, wie der Vollmond am Sommerhimmel und sagte:

„Nee — nee — das nich', nee, das nich'!“ Zu lächerlich kam ihm das vor. Der Lorenz ein Wilddieb!

„Nee — nee — das nich'!“ sagte er ein über das andere Mal und lachte, daß ihm die Tränen über das kupferige Gesicht flossen.

„Da traut Ihr dem Lorenz nichts Schlechtes zu?“ fragte Leonhard wieder, von anderer Seite lachend. Jrgend etwas war mit dem Burschen nicht in Ordnung und er wollte es heraus haben — ja.

Der alte Mann traute sich verlegen seinen grauen Kopf. „Schlecht sagt Ihr — was heißt schlecht! Das ist so eine Sache! Wenn ich als Kind dem Nachbar ein paar Äpfel vom Baum geholt habe, nannte er mich einen schlechten Bengel und ließ mit dem Prügel hinter mir her. Wir Kinder konnten nicht begreifen, daß wir schlecht waren, weil wir uns die Äpfel von dem Baume holten, wo sie zuerst reif geworden waren. So ist das im Leben. Alles nur Begriff.“

Er langte wieder nach seinem Glase und tat einen tiefen Zug daraus. Leonhard gab es auf, ihn auszuhorchen. Verdrossen nagte er an seinem Schnurrbart. Eigentlich ging ihn ja die Sache nichts mehr an. Im Walde war es ruhig geworden, von Wilddieberei nichts mehr zu spüren. Aber wenn er den Lorenz drüben so kraftvoll, so voller Selbstbewußtsein vor sich sah, glücklich im Besitz der schönen Braut, da fraß etwas an seinem Herzen, dasselbe dunkle Empfinden, das den Brudermord geboren. Neid — Mißgunst — er wurde sie nicht mehr los, fühlte sie mit doppelter Gewalt, wie Lorenz jetzt einfach in die Tasche griff und mit dem Rufe: „Zahlen!“ dem Wirte eine Handvoll Geld hinwarf. Silber, aus welchem auch das rote Gold glühte. Der Wirt rechnete zusammen, zog ab, was die Zeche kostete und schob dem Lorenz den Rest wieder zu. Der steckte ihn gedankenlos ein.

„Gehn wir!“ rief er seiner Braut und deren Eltern zu. „Der Tag neigt sich schon, unser Weg ist weit.“

Alle erhoben sich, suchten ihre Hüte, ihre Stöcke und Schirme zusammen; in dem Augenblicke trat Leonhard an den

Tisch und rief dem Lorenz höhnisch zu: „Verdammt gut seit Ihr bei Kaffe! Bringt Euch das Häuern so viel ein, dann möcht ich auch ein Bergmann sein wollen!“

Lorenz wurde rot vor Zorn: „Kümmert Euch nicht um Dinge, die Euch nichts angehen,“ rief er ihm so laut zu, daß alle Umstehenden es hörten. „Das möchte ich Euch ernstlich raten — sonst . . .“ Er hob seine nervigen Fäuste drohend auf. Leonhard kannte keine Furcht; aber es lag ihm nichts daran, mit dem Lorenz anzubandeln. Seine Behörde hatte es ihm eingeschärft, mit den Bauern und Bergleuten freundlich zu verkehren. Die ewigen Zankereien zwischen Dorfsleuten und Forstverwaltung, die sich auf der einen Seite um Wildschäden, auf der anderen um Forstfrevel dreheten, waren unter der neuen Verwaltung geregelt worden. Die Bauern durften Kaffe- und Leseholz aus dem Walde holen, durften Beeren und Pilze darin suchen, Blätterstreu für ihre Rüge holen — sie erhielten kleine Vergütungen für Wildschaden, und so war im Augenblick Friede zwischen hüben und drüben. Und das war wohl gut, denn die Menschen sind immer aufeinander angewiesen. Die Herrschaft brauchte Arbeiter für ihre Felder, für die Forstkultur und vor allem für die Gruben. — Die Bauern aber brauchten Arbeitsgelegenheit, weil der Vater Scholle sie nicht voll ernähren konnte. Wie Leonhard nun sah, daß Lorenz sich nichts bieten ließ, lenkte er ein:

„Fühlt Ihr Euch getroffen, daß Ihr so aufflammt und einen harmlosen Scherz übel nehmt!?“ Dabei glühten seine Augen im gelben Feuer des Hasses, den der Weid geboren.

Marianne sah es und erschrak; Lorenz drehte ihm den Rücken und sprach laut genug, daß Leonhard es hören konnte:

„Wenn sich doch jeder erst die Leute, die er hänseln will, genauer ansehen möchte! Aber es giebt so grüne Jungen, die auf Prügel warten!“ Dabei spuckte er aus, um seine Worte besser zu bekräftigen.

Leonhard wurde glühendrot. Ein wildes Feuer schoß aus seinen Augen. Grimmig stieß er zwischen den Zähnen hervor:

„Allein soll ich ihn treffen, den Brählhans! Dann sollt er pfeifen lernen, der . . .“ Der Rest verlor sich murmelnd in seinem Barte. Aber die Leute um ihn herum hatten ihn doch

verstanden. Sie rückten ab von ihm wie von einem giftigen Gewürm. Bald stand er einsam und verlassen da. Nur der alte Grenzaufseher war ihm treu geblieben. Der hielt mit jedem, der ihm eine Prieße Tabak schenkte für seinen alten Pfeifenkopf. Denn er war ein leidenschaftlicher Raucher und das Geld knapp in seinem Beutel. Er zündete sich eine geschenkte Zigarre an der brennenden Zigarre des Jägers an, blinzelte ihm vertraulich zu und nickte mit seinem grau behaartem Kopfe zu seinen Worten: „Ja . . . ja . . . Die Leute hier . . . die soll eins kennen . . . dickköpfig sein sie alle . . . Wie ich noch im Dienst war, ja . . . da ist mir mancher unter die Finger gekommen! Die Kerle wissen, was sie wollen, und schlau sind sie . . . ja . . . aber uns geht das wirklich nichts an — nee, da haben die drüben in Rußland aufzupassen.“

Eine dunkle Rede, aber Leonhard glaubte sie zu verstehen. Seine Augen blitzten auf. Er ahnte die Quelle, aus der das Silber floß, das Lorenz so lose in den Taschen trug. Leicht verdient! Er pfiß durch die Zähne. „Mir soll er nur kommen, der Prahlhans, ich habe ihn jetzt in der Tasche, ja — ein Denktettel kann dem nicht schaden. Weiß ja vor Hochmut nicht ein noch aus.“

Lorenz ahnte nicht, was sich in dieser Stunde über seinem Haupte zusammenzog. Sah die Wolke nicht, die sich dunkel an seinem Glückshimmel zusammenballte. Trunken vor Lebensfreude schwank er seine Reilhaut und schrie ein übermütiges Bergmannslied in die laue Sommernacht:

„Wer mehr beim frohen Male trinkt,
Als er vertragen kann
Und trunken von dem Stuhle sinkt,
Ist wahrlich nicht mein Mann.“ [v. Manteuffel.]

Inzwischen sank die Sonne im Westen und alle die Bergleute, die weit entfernt von den Gruben wohnten, rüsteten zum Aufbruch.

Auch Bergers gingen heim, den schmalen, gewundenen Weg, der durch den Wald führte. Eine herrliche Sommernacht, wie sie jene Gegend nicht allzuhäufig kennt, lag schmeichelnd über dem dunklen Walde. Durch die Kronen der Bäume schimmerten die Sterne im hellsten Glanze.

„Morgen heißt's wieder anfahren!“ sagte Berger, und starrte in den nächtlichen Himmel, in das Geflimmer der Sterne. „Da sagt man immer, wir leben in ewiger Nacht, wir Bergleute! Und wenn mans richtig besieht, kennt unsereins die Gottesnatur über der Erde besser, als mancher Stadtfrack. Nahezu zwanzig Jahre habe ich täglich diesen Weg gemacht. Ich kenne den Himmel und den Wald im trüben und sonnigen Gewande; in Schnee und Regen, im Sturm und im windstillen Gottesfrieden und habe immer meine Freude daran. Tausche mit niemanden auf der Welt. Um wenigsten mit solchen Federfuchsen, die ihr Leben hinter dem Schreibtisch verbringen. Ja, ich habe wirklich Gott zu danken für mein Leben.“

„Wie redselig der Vater ist!“ neckte Rosalie ihren Mann. „Man hörts schon, daß das Bier heut billig war.“ So plauschten die alten in bester Festtagsstimmung, die Kinder sprangen lustig nebenher und Lorenz, der mit Mariannen ging, sang mit Bezug auf die nächste Schicht:

„Hnab, hinab! die Glocke ruft;
Ihr Brüder in den Schacht!
Wir fahren freudig unsere Schicht —
Und achten der Gefahren nicht
Und nicht der grausen Nacht.“

So klang der Tag harmonisch aus; und wirkte die Heiterkeit des Festes noch im frohen Traume nach.

IV.

An dem nächsten Sonntage verkündete der Pfarrer in der Dorfkirche das erste Aufgebot der tugend- und ehrsamten Jungfrau Marianne Berger, mit dem Oberhäuer Lorenz Pawliczek; Marianne und Lorenz hatten dann die ersten Besuche im Dorfe gemacht. Beim Pfarrer, beim Lehrer, beim Ortsvorsteher — bei all den Bauern, die zu den ersten gehörten. Denn nirgends ist die Grenze zwischen arm und reich so haarscharf, als im Bauernstande. Wie fest und eng begrenzt die Sitten sind, die das Familienleben begleiten, weiß jeder, der Einblick bekommen hat in bäuerlicher Häuslichkeit. Da gilt es abzuwägen und zu überlegen, daß nicht etwa ein Halbbauer vor dem Vollbauern

zuerst geladen wird — oder etwa nicht der Seiez, der nur fünf Morgen Roggenacker sein eigen nennt, vor dem Mische, der zehn Morgen Weizenboden besitzt und mit Pferden ackert. — Wie im Dornröschen der Fluch in die Wiege des Säufelings fiel, weil die dreizehnte Fee nicht geladen war, so ersteht bittere Feindschaft im Bauernvolk, wenn ein Verstoß gegen altes Herkommen begangen wird.

Marianne, von ihrer Mutter gut unterrichtet, führte alles nach altem Herkommen aus. Bat den Ortsvorsteher und sein Weib, doch ja um Gotteswillen zu ihrer Hochzeit zu kommen und lud den Bauern Pawlek, der nur zwei Kühe im Stalle stehen hatte, herzlich ein: „Ihr kommt doch auch zu meiner Hochzeit?“

Nun lagen die Bittgänge hinter ihr. Sie hatte mit Lorenz den Nachmittagsgottesdienst besucht und war gegen fünf Uhr mit ihm aus der Kirche gekommen; hatte Kaffee getrunken, mit den jüngeren Geschwistern gespielt, und Lorenz ein Stückchen begleitet auf seinem Wege zur Schicht.

Eng aneinandergeschmiegt waren sie durch den Wald gegangen. Hatten von ihrer künftigen Häuslichkeit gesprochen, von der Wohnung, die sie im Dorfe gemietet hatten, von den Möbeln, die sie kaufen mußten, von Töpfen, Tellern, Schüsseln — von allen, was so junge Leute interessiert, die einen Hausstand gründen wollen. Es gab da so vieles zu überlegen und zu erwägen.

Jetzt saß Marianne unter dem wilden Birnbaum, der im Hofe stand und stückte bunte Muster in das Brauttaschentuch, das sie der Sitte gemäß dem Lorenz zu schenken hatte am Hochzeitstage. Das Sonnenlicht spielte in den Zweigen der Bäume, warf goldene Kringel auf Mariannens Kleid. Von weit her wehte der Wind einzelne, zerrissene Melodien herüber, Hirtenlieder, von Kindern gesungen. So eine träumerische, milde Stimmung in der Natur, lockte und schmeichelte, lud ein zum Wandern. Marianne legte ihre Arbeit zusammen und ging langsam am Waldesrande spazieren. Sie war ganz allein. Der Vater in einer Versammlung des Kriegervereins, die Mutter mit den Kindern im Walde, um Beeren und Pilze zu suchen. Das Obst der Armen hing massenhaft in blauen und roten



Beeren an dem Gesträuch, das den Wald meilenweit bedeckte. In Gedanken schritt Marianne weiter und weiter. Blieb manchmal stehen, trat aus dem Schutz der Bäume hinaus in den Sumpf, der wie ein Blumenbeet vor ihr lag. So wie sie sichtbar wurde, flogen hunderte und hunderte von Ribizen auf, umkreisten unruhig ihre Nester und ließen ihr kreischendes „Kiwitt, kiwitt“ hören. Zog sich Marianne in den Wald zurück, beruhigten sich die Vögel wieder, trat sie heraus, ging das Spiel von neuem an. Eine Zeitlang machte es ihr Vergnügen, die Vögel zu necken. Dabei entfernte sie sich weiter und weiter von ihrer Wohnung. Kam an der Grenzbrücke vorüber, warf einen Blick hinüber zu den Wachthäuschen, dessen Fenster in der Sonne blinkten. Verlassen schien die Grenze auch drüben. Nichts war zu sehen, als die wehende Fahne in russischen Farben, das weite öde, völlig baumlose Land. Nur rechts lag um ein Gehöft herum ein wenig Buschwerk. Und aus diesem Busch heraus bligte es manchmal auf, wie wenn die Strahlen der Sonne sich im blanken Stahle brechen. Flintenläufe. Marianne wußte es, dort in dem Busche lagen die russischen Grenzföldaten, die Kosaken, lauernd im Grase. Wehe dem Unvorsichtigen, der paßlos das fremde Land betrat. — Wenn er, der fremden Sprache nicht mächtig, das donnernde „Stoj!“ (halt) der Kosaken nicht verstand, wenn er noch weiter ging nach dem zweiten Anruf, dann war er leicht ein Kind des Todes. Öfter schon war auf diese Weise einer Mutter Sohn für immer verschwunden. Denn die Kosaken machten sich kein Gewissen daraus, wenn es niemand sah, den Toten zu verscharren, nachdem sie ihn ausgeraubt.

Ein Schauer von Furcht rieselte Mariannen durch die Glieder, als sie das alles überdachte. Hastig, als drohe ihr selber Gefahr, zog sie sich von der Brücke zurück, ging weiter den Sumpf entlang, bückte sich oft und pflückte bald hier, bald dort ein Waldblümlein zum Strauße. So kam sie immer weiter auf selten betretenem Wege. Tiefe Einsamkeit umgab sie mit dem Zauber ihrer Schönheit. Die Sonne war untergegangen. Ein königlicher Mantel, lag das Abendrot am Himmel und spielte auf der Erde wieder, alles in seinen Purpur tauchend. Marianne empfand auf einmal die Einsamkeit, die

völlig menschenleere Abgeschiedenheit ringsum. Ein graues Zwiellicht fraß langsam den königlichen Purpur des Abendroths. Die Nacht stand auf der Schwelle des Abends. Dicht und tiefgründig war hier der Wald und aus dem Dunkel der Bäume ragte ein Kreuz auf. Sie erschrak. Der Cholerakirchhof lag vor ihr. Der Ort, der Vater, Mutter und Geschwister ihres Lorenz barg. Eingefallen, überwuchert mit Gestrüpp waren die Gräber, namenlos und unkenntlich. Dichtes Baumholz stand gedrängt beieinander, unheimliche Schlupfwinkel schaffend. Trostlos dieser Friedhof im grauen Lichte des schwindenden Tages. Aber hoch über dem Verfall ragte das Kreuz, an dem der Heiland hing, mit Dornenkrone und seinen blutenden Wunden.

Bang lastete die lautlose Ruhe auf der Natur, langte mit schwerer Hand nach dem einsamen Mädchen. Marianne wagte kaum zu atmen. Wie angewurzelt stand sie neben der dicken, vielhundertjährigen Eiche und suchte im grauen Abenddunkel das leidvolle Antlitz des Erlösers zu erkennen. Die Angst hielt sie am Boden fest. Ihr war es, als atme neben ihr ein zweiter Mensch. Knackte es nicht im Walde wie unter Männer-schritten?

Jäh stieg ihr das Blut zu Kopfe und ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Das Knistern und Brechen kam langsam näher — — — instinktiv schlich sie sich um den Baum herum, ganz in den Schatten des Gebüsches, das nahe dem Kreuze stand. Deutlich hörte sie den keuchenden Atem eines Menschen. Scheu sah sie um sich, aber nichts fiel in ihren Blick, als das hochragende Kreuz und die verschwommenen Schatten des Waldes. Es war sehr dunkel geworden im Walde. Draußen lag das Dämmern der Sommernacht, die ja nie ganz finster wird im freien Lande — aber hier der Wald — finster und feucht war er; und der Nebel kroch wie etwas Lebendiges um sie herum. Sie wagte nicht zu schreien, wagte es nicht, sich zu rühren, deutlich fühlte sie es:

Warmes Leben strich durch den Wald — Menschen, die lichtscheu an den Stämmen der Tannen hinhuschten. Lautlos strich es hart an ihr vorüber — eine Welle jenes prenzlichen Geruches, wie er den ölgetränkten Arbeitskleidern der Bergleute entströmt, folgte den schleichenden Menschen.

Die furchtbare Angst, die Marianne wie mit Stricken einschnürte, löste sich ein wenig. Dieser ölige Geruch brachte ihr die Besinnung zurück. Er war ihr vertraut, von Jugend an, erinnerte sie an die Gemeinschaft mit guten Menschen — sie atmete erleichtert auf. Vergleute fürchtete sie nicht so sehr. Leicht konnte ein Bekanntes unter den Männern sein. Aber was wollten die an dem entlegenen Orte um diese Zeit? — Warum gingen sie so leise, so scheu, so vorsichtig?

Das bestimmte Gefühl, sie führen nichts Gutes im Schilde, ließ eine neue Angstwelle durch ihre Glieder rinnen. Auf einmal unterbrach eine flüsternde Stimme die schwüle Einsamkeit: „Schwören möchte ich darauf, daß hier ein Mensch herumgestrichen ist. Ich sah eine Gestalt am Eingang des Waldes stehen, als die Sonne unten war.“

„Still, halt Dein ungewaschenes Maul, Du dummer Kerl Du!“ rief ihn eine andere Stimme an, die Marianne tief erschreckte.

„Lorenz“ wollte sie rufen; aber die Angst verschloß ihr den Mund, kein Laut kam über ihre Lippen. Ganz deutlich hörte sie schwere Mannerschritte an sich vorübergehen. Es stolperte jemand über eine Baumwurzel und fluchte dabei: „Verdammt!“

„Pst!“ kam es wieder von irgendwo her und wieder ging das Knacken und Brechen des dürrten Holzes an, das hier massenhaft herumlag. Mehr tot als lebendig lehnte Marianne dicht geschmiegt an dem Stamme der Eiche. Sie vergaß, wie unheimlich die Stätte war, auf der sie stand, vergaß, daß unter ihren Füßen Gräber lagen, nur auf das Knistern und Brechen lauschte sie, nur den Schweißgeruch von Menschen nahm sie wahr. Endlich hörten die raschelnden und brechenden Töne ganz auf und die tiefe Ruhe völliger Einsamkeit breitete sich wieder aus. Mit allen Sinnen fühlte sie es, sie war allein. Tief atmete sie auf: strich mit der Hand über ihre heiße Stirn, suchte sich zu sammeln. Die bangen Winternächte im Erlengrund fielen ihr wieder ein. Das Tuscheln und Huschen im Hofs, die Angst, die sie damals gepackt.

„Mein Gott,“ dachte sie, „wenn ich nicht so stark in meinem Glauben wäre, ich müßte an Gespenster denken. Das

umflattert mich nun schon monatelang so geheimnisvoll und grauenhaft, daß ich fast den Verstand verlieren könnte. Was ist das? Wer verbirgt sich so geheimnisvoll in dem dunklen Walde? Sinds Diebe — sinds Mörder? Heiliger Gott, schütze mich!"

So rannen die Minuten. Sie wagte es nicht, sich zu rühren. Wagte keinen Schritt in dieser tiefen Dunkelheit. Fürchtete sich vor dem Hauche ihres Mundes. Auf einmal rieselte es durch den Wald wie Silber. Es schimmerte in dem Blattwerk der Bäume — es glitt an den Stämmen herab, floß über das Moos — — — der Mond war aufgegangen.

Im Walde blieb es still. Kein fremder Laut mischte sich in den Atem der warmen Sommernacht. Da endlich wich die Starre von Marianne. Sie bewegte sich leise und vorsichtig — trat ein paar Schritte aus ihrem Versteck hervor. Sah sich um — erst scheu, dann fester. Nichts auffälliges zeigte sich ihr. Still lag der Wald, das Mondlicht leuchtete in alle Winkel, hob alle Linien scharf hervor. Wie ein Traum lag das Erlebnis hinter ihr. Lang fiel der Schatten des Kreuzes vor ihr auf die mondbeglänzte Erde. Da ging ihr Blick hinauf zu der Gestalt des leidenden Heilandes. So traurig, so todesmund schaute er zu ihr herab. Sie nahm die Blumen, die sie noch immer in den Händen hielt und legte sie als Opfer zu des Heilandes Füßen. Da war es ihr, als öffne Jesus seine heiligen Lippen und spräche zu ihr:

„Mehr, mehr, will ich von Dir.“

Gedrückt, gebeugt in ihrem Herzen, ging sie hinaus aus dem nächtlichen Walde. Nun stand sie auf dem schmalen Wege still, der das Moor vom Walde trennte. Vor ihr lag die mondbeglänzte Weite, bis tief nach Polen hinein. Der Lärm der Ribike war verstummt. Die saßen nun wohl in ihrem Neste, den Kopf in die Flügel gesteckt und träumten vom fröhlichen Erwachen. In der treuen Hut des ewigen Himmels, der schwarzblau leuchtete, lag die Welt. So ruhig, so still war alles — auch der Sumpf ganz still und verschlafen. Die Blumen hatten die Köpfschen gesenkt, die Blätter gefaltet und schliefen. Ihr Duft stieg wie ein Opfer auf zum Himmel.

Marianne atmete ganz frei. Sie war nicht furchtsam im Gemüt. Vertraut mit der Natur in allen Stunden.

„Mein Gott,“ dachte sie, und faßte sich an den Kopf. „Ich habe doch mit meinen Ohren das Flüstern der Menschen gehört, ich habe das Grubenöl gerochen — es war kein Traum — Menschen sind durch den Wald gegangen. Menschen, die sich mit ihrem Tun verbergen, müssen vor die Welt! Menschen, die ich kenne. Es zitterte durch ihre Seele: „Auch Lorenz war dabei.“

Aber das wollte sie nicht glauben. Das nicht. Sie raffte sich auf. Spät mußte es sein. Die Eltern werden sich um mich ängstigen. Langsam und vorsichtig ging sie auf dem schmalen Pfade zwischen Wald und Sumpf vorwärts, blieb oft stehen, sah sich nach allen Seiten um, horchte auf das Rascheln der Blätter, horchte, ob etwa unbekannte, im Walde fremde Laute wahrnehmbar seien. Denn sie, die so vertraut mit der Umgebung ihrer Wohnstätte war, sie, die Nacht und Finsternis nicht schreckte, war doch vorsichtig, wenn sie sich allein und schutzlos mußte. Und heut hatte sie allen Grund dazu.

Aber nur vertraute Geräusche trafen ihr Ohr. Die Bäume schüttelten dann und wann ihre Häupter, wie im traumhaften Schreck, denn es ging kein Wind, die dürrten Blätter, die noch vom letzten Herbst da lagen, raschelten, wenn irgend ein Nacht-tierchen seiner Beute nachging, ein Käuzchen schrie, sonst nichts.

Sie sah sich um im weiten Kreise. Sah zurück zu dem Friedhof, auf dem sie so namenlose Furcht erlitten. Er war nicht mehr zu sehen. Die Bäume des Waldes hatten sich davor geschoben. Aber da drüben auf dem mondbeglänzten Moore... barmherziger Gott — was war das!“

Weit drüben über dem trügerischen, von Wasserpflanzen überwuchertem Moore, das keines Menschen Fuß begehen konnte, schwebten Gestalten langsam dahin. Schwebten, oder gingen. Gleich riesigen Schatten fielen sie ihr in die Augen, halb verhüllt vom Nebel, der über dem Moore braute.

„Jesus Maria!“ schrie sie, alle Vorsicht vergessend, hell auf; machte die Augen groß, schaute und schaute und sah so deutlich das kaum Faßbare. Sah die Schatten . . . oder waren es Menschen . . . oder . . . nein, an Geister glaubte sie nicht. Dagegen sträubte sich ihr Verstand; sträubte sich ihr christlicher Glaube.

„Menschen müssen es sein — wenn mich nicht meine Sinne trügen,“ flüsterte sie leise und fassungslos.

Sie kniff sich in den Arm, und fühlte den Schmerz — „ich träume nicht! Nein, meine Augen haben Wirklichkeit vor sich! Deutlich sehe ich Köpfe, deutlich menschliche Gestalten . . . ich kann sie nicht zählen, sie sind zu weit entfernt von mir . . . auch gehen sie im Gänsemarsch und bilden in der Ferne nur eine Linie . . . aber man weiß es nicht: fliegen sie so langsam dahin, oder gehen sie! Ich sehe keine Füße . . . mein Gott, was hat das zu bedeuten!“

Zimmermehr floß die Erscheinung in sich zusammen, bis sie ganz im Nebel versank. Ruhig lag der Sumpf und strömte den scharfen Pflanzen- und Modergeruch aus, der ihm eigen war.

Da strich Marianne ein paar mal über ihre Stirn, atmete tief auf und flüsterte vor sich hin:

Gott im Himmel, was war das? Kommen wirklich die Geister auf die Erde zu mitternächtiger Stunde? Sie gedachte der Erzählungen, die im Volke umgingen und die so häufig an den Erlengrund knüpften. Da sollte vor Zeiten eine Mühle gestanden haben. Der Müller, der geizig und habgierig war, hielt es, so hieß es im Volke, mit dem Teufel. Am Tage stand die Mühle still, aber nachts rauschte das Wehr, drehten sich die Räder, klapperten die Mahlkasten. Wohin das Mehl kam, das hier gemahlen wurde, wußte niemand. Aber man sah oft des Nachts ein schwarzes Huhn auf dem Dache der Mühle — es schlug mit den Flügeln, krächzte und lachte, schleppte Korn durch den Schornstein in die Mühle.

Das und anderes fiel Marianne ein, als sie langsam immer vorsichtig nach allen Seiten horchend und schauend, heimschritt.

Endlos lang schien ihr der Weg. Es dauerte lange, ehe sie in ganz vertraute Gegend kam. Endlich sah sie das dunkle Dach der väterlichen Wohnung vor sich. Da stand sie still, wischte den Schweiß aus dem erhitzten Gesicht und ließ die freiere, kräftigere Luft der bebauten Ackerrolle um ihre Stirn wehen.

Das Haus lag ganz dunkel. Kein Lichtschimmer war hinter den kleinen Fensterscheiben zu sehen. Es schien niemand mehr wach zu sein. Die Eltern vermißten sie also nicht.

Glaubten sie wohl schlafend in ihrem Stübchen! Sicher war die Mutter mit den Kindern spät heim gekommen.

Der Mond neigte sich schon stark nach Westen. Es war also schon sehr spät. „Ich bin wohl mehr als eine Meile weit gegangen,“ rechnete sie die Zeit in ihrem Kopfe nach. „Gegen neun Uhr ging der Tag zu Rüste, es muß nun schon wieder bald der Morgen grauen.“

Sie war gar nicht müde. Am liebsten hätte sie den Rest der Nacht im Hofe unter dem Birnbaum zugebracht. Aber die Vernunft trieb sie ins Haus. Hoffentlich war die Hintertür nicht verschlossen. Sie schob, über den Zaun hinweg, den inneren Kiegel von der Pforte, die in den Hof führte, da hörte sie sich anrufen:

„So spät, oder besser, so früh schon auf, Marianne Berger!“

Sie wandte sich um, es war Leonhard, der vor ihr stand. Marianne, sehr erstaunt über seine Anwesenheit und Reckheit zu solcher Stunde, fragte kühl und vorsichtig zurück:

„Was führt sie denn so früh zu uns?“

Da wurde er verlegen. Sollte er ihr sagen: Ich schnüffle dem Geheimnis dieses Hauses nach? Ich habe einen finsternen Verdacht gegen Deinen Bräutigam, den ich hasse, weil er lebensfroher ist als ich — weil er das Glück hat, Dich, Du holdes Mädchen, seine Braut zu nennen . . .! Nein, das konnte er Marianne nicht sagen. Auch das nicht, daß es ihn hinzog zu ihr wie mit unsichtbaren Fäden. Nichts durfte er ihr sagen, wie gut auch die Gelegenheit dazu war, denn die Augen Mariannens blickten kalt und abweisend auf ihn herab. Er straffte sich, schob den Riemen seiner Flinte höher auf die Schulter, und sagte nur so viel, wie er sagen durfte:

„Es schleicht allerhand Gesindel durch den Wald. Diebe vielleicht — was weiß ich. Aber ich bin ihnen auf der Spur. Ich ruhe nicht, bis ich sie entlarvt habe.“

Da schrie Marianne angstvoll auf. Sie gedachte der Männer, die lichtscheu wie Verbrecher durch den Wald geschlichen waren, und die sie zu kennen glaubte.

Die Stimme, die ihr dort ins Ohr geklungen? Lorenz . . . war er ein Dieb, ein Verbrecher? Sie mochte nicht weiter denken.



Was war die Dual, die sie im Walde erlebt hatte gegen diesen Augenblick! Das Herz krampfte sich ihr im Leid zusammen und minutenlang sah sie nichts als grauen Nebel vor sich. Lorenz ein — Dieb? Und sie — seine Fehlerin? Es stieg das Bewußtsein in ihr auf, daß sie verraten mußte, was sie erlebt. Den Winter durch und heut erlebt hatte. Sie, die Braut des Lorenz, mußte erzählen, der Polizei erzählen, was seit Monaten ihre Seele ängstigte, was sie heut im Walde in Schrecken versetzt hatte. Aber dem Jäger da, dem brauchte sie nichts zu sagen. Dem nicht . . .

Leonhard sah sehr wohl, wie heftig sie mit sich kämpfte. So hatte ihn seine Ahnung nicht betrogen! Das einsame Haus im Erlengrund war eine Herberge für Fehler und Diebe. „Na — das soll am längsten gedauert haben!“ dachte er, „ich will schon Ordnung schaffen hier.“ Er warf einen langen Blick auf den dunklen Schuppen, grüßte Marianne und ging langsam tiefer in den Wald hinein.

Marianne sah ihm lange nach; so lange, bis der Flintenlauf nicht mehr zu sehen war im grünen Gebüsch. Der Morgen ging schon durch den Wald. Kühl kam die Luft von den Sümpfen.

Marianne empfand die Schönheit des erwachenden Tages nicht. Unruhig und sorgenvoll schritt sie im Hofe hin und her. Was ging nicht alles durch ihren Kopf! Angst, Hoffnung, Mutlosigkeit wechselten miteinander ab. War Lorenz wirklich ein Verbrecher? War er mit den anderen Männern wie ein Dieb an ihr vorbeigegangen in dieser furchtbaren Nacht — oder hatte sie sich getäuscht! „Ach, wenn das alles nur ein Traum wäre!“ dachte sie. Und weiter: „Muß ich anzeigen, was ich weiß?“

Geller wurde der Morgen. Unbekümmert um Freude und Leid strahlte er mit goldigem Glanze auf. Marianne sah unter dem Birnbaum auf der schmalen Bank noch das Körbchen mit der Arbeit stehen, an der sie gestern Abend gestickt. Eine Nacht lag zwischen diesem gestern und dem aufziehenden Morgen. Nur eine kurze Sommernacht — aber was hatten diese Stunden ihr genommen von dem ruhigen Glück, der Seligkeit, die ihre Finger geführt, als sie die Bäumchen und die Blumen in das Braut-

tuch gestickt, das sie dem Lorenz zu schenken hatte. Und auf einmal graute ihr vor der Hochzeit, die so nahe war, die sie für immer mit einem Manne verbinden sollte, der lichtscheue Wege ging; sie schlug die Hände vor das Gesicht und schüttelte sich im krampfhaften Weinen. Aber durch diese Tränen brach die Hoffnung:

„Ich kann nicht getäuscht haben! Die dunkle Nacht, der unheimliche Friedhof da draußen haben meine Sinne verwirrt. Es kann ja nicht sein, daß Lorenz mich und uns alle so betrügt!“

Sie raffte sich auf und ging endlich ins Haus. Noch schließ hier alles — es mochte vier Uhr sein. Im Hausflur hingen die Arbeitskleider der Männer, und da fiel ihr wieder der Grubengeruch auf, den die Kleider ausströmten und der wie Tabakrauch festsaß in den alten Balken des Hauses. Schon von weiten verriet dieser Geruch das Heim der Vergleute. Sie kannte ihn von frühester Jugend auf, heut aber trat er wie etwas neues in ihr Leben und erschreckte sie. Erinnerte sie wieder an die Stunde, da sie, zitternd vor Angst, unter dem Kreuze auf dem Cholera Kirchhofe gestanden, während an ihr vorüber Vergleute so leise und scheu austraten, wie schleichende Sünde. Ja, ja, tausendmal ja, es war Unrecht, das heut durch den Wald gegangen. Heut und wie oft schon —?

Sie legte sich gar nicht mehr schlafen. In fiebernder Unruhe erwartete sie die Stunden des Erwachens im Hause. Der Hahn krähete das erste Mal; da ging sie wieder hinaus in den Hof und wusch sich am Brunnen. Kämmte ihr langes, blondes Haar, legte es wie einen Kranz um ihre Stirn. Inzwischen begann das allgemeine Erwachen. Die Hühner gackerten und schlüpften aus dem Stalle ins Freie, die Ziegen meckerten und verlangten ihr Futter. Bald ward es lebendig im Hofe, schnatterte und quakte, wie jedem der Schnabel gewachsen war. Die Kinder kamen herausgesprungen aus dem Hause, liefen in den Garten und untersuchten da erst noch die Stachelbeeren, ehe sie sich fertig machten zum Schulbesuch. Die Mutter melkte die Ziegen und Marianne bereitete den Kaffee aus gebranntem Korn, der billig und unschädlich war. Der Vater kam im Grubenkittel aus dem Hause, die blaue Kanne mit Kaffee angefüllt, die

Grubenlampe, die Reilhau mit sich führend. Er blieb im Hofe stehen, atmete die trockene Sommerluft, dehnte sich und sagte zu Marianne:

„Es ist doch ein immer neues Vergnügen, so ein Sommertag! Jedesmal meine ich, so schön sei er noch nie gewesen!“ Er sah dabei die Tochter mit freundlichem Lächeln an, sah, daß sie blaß und vermeint war. Vor Erstaunen nahm er die Pseife aus dem Munde und fragte:

„Na, Jungfer Marianne, wo fehlt's? Hat Dir die Raze das Brot weggefressen?“

Er faßte sie unter das Kinn und sah ihr mit väterlicher Sorge in das vermeinte Gesicht. Auch das frische Brunnenwasser hatte die Spuren der Tränen nicht völlig verwischen können. Die Augen waren geschwollen und rot umrändert.

Marianne sah verlegen zu Boden, suchte nach einer Ausflucht und fand keine. Errötend vor Scham stotterte sie eine Unwahrheit hervor:

„Ich habe schlecht geschlafen und schwer geträumt.“

„Na, deshalb brauchst Du doch nicht zu flennen an einem Tage so klar und schön, daß einem das Herz im Leibe lacht vor Lust!“

Er strich ein paar mal über ihr krauses Haar. Vernünftig sein Mädchel — willst bald eine Hausfrau werden und bist noch so kindisch.“

Sie hatte Mühe, sich zu beherrschen. Am liebsten hätte sie dem Vater alles erzählt, was sie bedrückte. Aber die Stunde dafür war nicht gut gewählt. Berger zog seine Uhr . . . „sapperlott, da muß ich mich eilen . . . es ist schon spät.“

„Und Lorenz noch nicht von der Schicht zurück!“ klagte Marianne.

Berger ging den schmalen Weg, der durch den Wald führte, Marianne ging unruhig von einer Arbeit an die andere. Die Zeit schritt rasch vorwärts, die Kinder gingen ins Dorf zur Schule, die Sonne rückte höher am Himmel auf und brannte heiß auf die Erde nieder; Lorenz war immer noch nicht da.

„Wenn ihm nur nichts geschehen ist!“ sagte Marianne zur Mutter, unfähig ihren Kummer länger allein ertragen zu können.

Die alternde Frau, die dem Leben schon oft in das düstere Gesicht geschaut, war gelassener als ihre Tochter.

„Sorg Dich nicht im Voraus,“ mahnte sie. „Es ist doch nicht das erste Mal, daß Lorenz spät zu Hause kommt! Vielleicht macht er Doppelschicht!“

Da wurde Marianne wieder ruhiger. Die Mutter hatte ja recht — mehr als einmal war Lorenz spät aus der Grube gekommen und sie war ohne Furcht geblieben. Freilich, damals ward sie noch nicht gefoltert von den Gedanken an seine Schuld. Dem Tode sah sie ohne Grauen entgegen. Sie glaubte fast an Gottes weise Vorsehung — was er tat, wollte sie hinnehmen mit der Ergebenheit der Christin; aber die Schande, die Lorenz vielleicht auf sich selbst, und auf ihr Haus lud, vor der zitterte sie.

Am Abend endlich kam Lorenz. Er war sehr müde. Marianne stellte ihm die Abendsuppe hin, er schob sie weg:

„Ich habe gegessen,“ sagte er. „In der Kantine habe ich gegessen . . . müde bin ich. Hab Doppelschicht gemacht. Wir brauchen doch Geld zur Hochzeit!“ schloß er lächelnd.

Marianne stand neben dem Tische und sah ihn forschend an. Sie war erregt. Zum ersten Male fühlte sie es deutlich, er sagt mir nicht die Wahrheit. Wie scheu, wie unsicher klang seine Stimme.

„Ich will ihm gerade herausagen, was ich diese Nacht erlebt habe,“ dachte sie. „Ihm zuerst. Wenn ich ihm Unrecht tue, wird Gott es mir verzeihen, und wenn er schuldig ist . . .“ Sie wagte es nicht weiter zu denken. „Ich möchte Dir etwas erzählen,“ sagte sie, ohne ihn anzublicken.

Er hörte kaum auf sie. Räkelte sich, gähnte und winkte ab: „Später — jetzt bin ich zu müde. Keine Kleinigkeit, so vierundzwanzig Stunden zu häuern! Die Pausen haben wir nur kurz bemessen, denn wir hatten Affordarbeit.“ Er nickte ihr zu und ging in seine Kammer. Kam noch einmal heraus und holte frisches Wasser zum Waschen — aber er sprach zu niemanden; war mürrisch und sah todmüde aus.

Als Marianne später durch den Hausflur ging, fiel die Mittagssonne grell auf die öligen Kleider, die Lorenz dort weggehängt hatte. Sie sah an den fetten Stoffen seine Häkchen

und Faserchen hängen, Samenhülsen von Wasserpflanzen und wieder fiel ihr die Erscheinung ein, die sie am Sumpfe gehabt.

„Er war dabei, es waren Menschen,“ flüsterte sie vor sich hin.

V.

Lorenz schlief die ganze Nacht und den ganzen folgenden Tag durch, bis zum nächsten Abend. Wie ein Toter schlief er. Frau Berger hatte ein paar mal an seine Thür gepocht, er war nicht zu erwecken. Am Abend, als ihr Mann zur Schicht ging, sagte er so wie gelegentlich:

„Ich muß mir den Kunden, den Lorenz, mal vornehmen! Der Fahrsteiger hat sich über ihn beschwert. Er kommt unregelmäßig zur Schicht. Hat sich schon drei Tage nicht im Bechenhause blicken lassen. Brauchst vor dem Mädcl nicht erst davon zu reden. Ich denke, wir rücken die Sache bald wieder zurecht.“

Frau Berger sah ihren Mann ganz ungläubig an.

„Irrt sich der Fahrsteiger nicht? Oder hast Du Dich ver-
hört! So viel ich weiß, geht Lorenz regelmäßig seiner Arbeit nach.“

„Ich glaube kaum, daß sich der Mendrella geirrt hat,“ sagte Berger, mit der ihm eigenen Ruhe. „Ich hoffe, daß der Bursche nicht schon so verbummelt ist, daß eine ernste Mahnung nicht genügt, ihn zur Pflicht zurückzuführen. Sonst . . . na für so einen Schwiegersohn wollt ich mich bedanken.“

Inzwischen war Lorenz wach geworden. Unter dem alten Birnbaum saß er, in dessen Zweigen winzige Früchte reiften, wie sie schon vor hundert Jahren von genügsamen Menschen gesammelt und gegessen wurden. Denn die wilde Birne, herb und hart, war früher, neben den kleinen, wilden Äpfeln das einzige Kernobst, das die armen Bauern kannten. Marianne saß neben Lorenz. Sie hielt ein Strickzeug in den Händen, aber sie strickte nicht. Mit leiser Stimme erzählte sie, was sie in der Sommernacht erlebt. Manchmal sah sie wie zufällig auf. Sah in das Gesicht ihres Verlobten — es war ernst und kalt. Aufmerksam hörte er ihr zu. Auf einmal aber erblaßte er doch.

„Den Leonhard hast Du früh Morgens hier gesprochen? Was hat der Kerl hier herumzustreichen?“

„Diebe sucht er!“ sie sagte das mit so eigener Betonung, daß Lorenz sie finster anblickte. „Die sucht er doch nicht hier bei uns?“ fragte er zornig.

„Es scheint doch so,“ erwiderte Marianne.

Da schoß ein feindlicher Blick aus seinen Augen. „Der Sump der . . . so eine Niederträchtigkeit . . . na, der soll sich freuen . . . er soll mir nicht allein unter die Augen kommen!“

Marianne erschrak, als sie sah, wie zornig Lorenz ihre Mitteilung aufnahm. „Ich hätte lieber nichts sagen sollen,“ dachte sie. „Ich bitt Dich, Lorenz, sei nicht so wild,“ sprach sie nach einiger Überlegung zu ihm. „Wenn Du nichts mit dem Diebstahl zu tun hast, brauchst Du Dich nicht so zu erregen! Aber fragen wollte ich Dich, was Du nächtlich im Walde getan und warum Du mit den andern über den Sumpf gegangen bist!“

„Ich?“ fragte Lorenz betroffen.

„Ja Du — ich habe Deine Stimme erkannt.“ Fassungslos sah Lorenz seine Braut an. „Du . . . Du willst meine Stimme erkannt haben . . .“ stotterte er endlich; und dann raffte er sich zusammen und schrie auf:

„Vielleicht hältst Du mich gar für einen Dieb . . .“

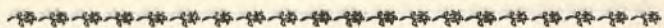
Marianne gab keine Antwort. Düster blickte sie vor sich hin.

Da sprang Lorenz auf, nahm seine Mütze und ging fort, ohne ihr Gebewohl zu sagen.

Im Wirtshaus unten im Dorfe saß er eine halbe Stunde später unter den Bauern, die da Zeit hatten, einen Schoppen zu trinken am Werktag.

Wer Bauernart kennt, merkte es wohl, daß unter den verben Gesellen, die hier zusammenhockten „wie die Schwalben auf dem Gefins“, etwas im Zuge war. Sie tuschelten ernsthaft und leise zusammen, so daß niemand sie verstand, der auch nur drei Schritt von ihnen entfernt war. Sie redeten auf Lorenz ein, der trotzig und finster blickte.

„Es muß das letzte mal sein . . .“ rief er einmal laut und schlug mit dem leeren Glase, den Wirt rufend, ein paar mal auf den Tisch.



„Also die Nacht vom Sonnabend zum Annensonntag!“

Keiner der Burschen, lauter stämmige, gediente Leute, deren Glieder die Jugend mit sehniger Kraft geschwellt, hatte auf Leonhard geachtet, der an einem Seitentische saß, anscheinend in ein Zeitungsblatt vertieft. Als die Bauern die Beche zahlten, stand auch er auf und ging.

Da meinte einer der Burschen betroffen: „Was nur der Schnüffler alleweil hier herumzustoßern hat!“

Lorenz erinnerte sich dessen, was ihm Marianne erzählt hatte.

„Der Kerl wird uns alle noch in die Luft sprengen,“ meinte er besorgt.

„Bah!“ rief einer der jungen Leute. „Wir müssen den Spieß umbrehen und ihn unauffällig bewachen.“

Währenddem hatte Leonhard ein eigenartiges Gespräch mit dem ehemaligen Grenzaufseher. Er hatte ihn auf dem Wege aus dem Dorfe getroffen und sie gingen ein Stückchen zusammen. Leonhard schenkte ihm ein paar Zigarren. Dann brachte er das Gespräch unauffällig auf den Erlengrund.

„Man erzählt sich allerhand von dem alten Bau,“ sagte Leonhard. „Geistern solls dort und . . .“

Der alte Graukopf fiel ihm lachend in das Wort.

„Na ja — für die Dummen finds Geister . . . sonst aber . . . ich bin nicht umsonst dreißig Jahre Grenzaufseher gewesen . . . ich hab manches gesehen . . . mich gehts ja nichts an . . . von uns aus wird nicht viel geholt von drüben . . . kaum nennenswert der Quatsch . . . aber die drüben . . .“ Er kniff ein Auge zusammen und schielte Leonhard von der Seite an — — — „Ich sage Ihnen . . . die ganze Bagage drüben hat nicht für zwei Pfennige Pflichttreue im Leibe! Die Bande steckt mit den Schmugglern unter einer Decke . . . sonst wäre der Handel längst eingegangen. Ja, ja —“ er nahm die alte Soldatenmütze ab und kraute sich seinen Kopf. „Wir können den Schwindel . . . wir ja . . . Unsereins ist preussischer Beamter . . . unsereinen sitzt der Drill im Blute . . . da heißt es — keinen Schritt vom Wege der Pflicht. Aber die dort . . . pfui Deibel! Für drei Kopfen verkaufen sie das ganze Rußland!“

„Na na,“ Leonhard lachte gemüthlich auf. „Nicht gar so dicke auftragen, guter Freund! Ein bißel mit der Farbe sparen.“

„Aber interessant ist mir das, was Ihr da erzählt. Sehr interessant!“

Er rieb sich die Hände vor Vergnügen. Nun war er zu Hause. Nun reihte sich ihm Glied an Glied von den Geheimnissen des Erlengrundes.

„Also dorthier nimmt der Herr die reichen Gelder . . . na warte . . .“ Er pfliff leise durch die Zähne vor Vergnügen. „Die Suppe wollen wir Dir gründlich versalzen.“ Hastig empfahl er sich von dem alten Manne, der ihm verblüfft nachsah.

„Säferment ja — ich hab da wohl eine Dummheit gemacht! Eine ganz gemeine Dummheit.“

Leonhard hatte als herrschaftlicher Jäger einen Dauerpasß in die nächste Umgebung hinter der Grenze; da die Herrschaft auch dort drüben Jagdgründe besaß. Er nahm in seiner Kanzlei für zwei Tage Urlaub und machte einen Abstecher nach Rußland. Niemand kannte den Zweck seiner Reise.

Inzwischen rückte das Annenfest heran, das im Dorfe seit mehr als hundert Jahren immer mit einer Wallfahrt nach Annaberg gefeiert wurde. Weißgekleidete Jungfrauen trugen die Bilder der heiligen Maria und ihrer Mutter Anna feierlich im Zuge. Auch Marianne gehörte zu den Bildträgerinnen. Sie saß am Vorabend des Festes in ihrem Stübchen und band, nach alter Sitte, die Festkrone von selbstgezogener Myrte. Ihr Herz war tief bekümmert. Seit dem Gespräch mit Lorenz unter dem Birnbaum war eine Spannung eingetreten zwischen ihr und dem Verlobten. Er sprach nur das nötigste zu ihr, und wenn er sie ansah, fehlte seinem Blicke die Wärme und Heiterkeit, die er sonst für sie gehabt.

Sie litt darunter, denn sie hatte Lorenz über alles lieb, aber sie fand den Mut nicht ihm zu sagen:

„Sei wieder gut — ich traue Dir ja nichts Schlechtes zu.“

Nein, das konnte sie ihm ja nicht sagen. Jene schreckliche Nacht, sie konnte sie nicht vergessen, und je weiter sie zurücklag, um so bestimmter sagte sie sich:

„Er war dabei. Sicher war er dabei.“ So zwischen stiller Arbeit und wechselvollem Denken war der Tag schlafen

gegangen und die Nacht heraufgekommen. Mit den frühesten sollte die Wallfahrt aus dem Dorfe gehen. Der Weg nach Annaberg war weit. Es war fast ein Tag nötig, um das Ziel zu erreichen, da im Schritt gegangen wurde, der Alten und Gebrechlichen wegen. Marianne saß noch eine Zeitlang in Gedanken versunken, dann stand sie auf, legte die Myrtenkrone in eine Schüssel und huschte in den Garten. Als sie ebenso leise wieder zurückging, sah sie am Gartenzaune entlang vier oder fünf Männer gehen. Sie blieb ruhig stehen, ohne sich zu rühren. Ob es Überlegung, ob es Angst war, die sie festhielt, das vermochte sie später nicht klar auseinander zu halten. Jetzt blieb sie jedenfalls regungslos stehen, sah wie die Männer am Gartenzaun entlang schlichen, am Ende desselben nach der Rückwand des alten Holzschuppens gingen, sie hörte ein leises Knacken, wie wenn eine Thür zugeschlossen würde und dann war alles still.

Nachdem sich ihre Augen so an die Dunkelheit gewöhnt hatten, daß sie in der Sommerdämmerung deutlich sehen konnte, und nachdem ein Gefühl von Sicherheit über sie gekommen, weil kein fremder Laut mehr zu hören war, schlich auch sie im Garten den Zaun entlang und überblickte am Ende desselben den baumsfreien Platz vor dem Schuppen — nichts war hier zu sehen, was auffällig gewesen wäre. Die Männer mußten sehr rasch vorübergegangen sein, denn es war keine Spur mehr von ihnen zu sehen oder zu hören.

Da wurde Marianne ruhiger. „Waldarbeiter waren es vielleicht — mein Gott, so weit bin ich schon, daß ich überall etwas Verdächtiges wittere.“

Sie ging ins Haus zurück, aber das anscheinend kleine Erlebnis hatte sie doch mächtig erregt. Ihr die Nacht am Friedhose im Walde deutlich zurückgeführt.

„Damals habe ich mich nicht getäuscht,“ dachte sie. Lorenz wäre nicht so böse, wenn er sich nicht getroffen fühlte. Da war sie schon wieder mit ihren Gedanken bei ihm! —

Sie ging endlich zu Bett. Aber ihr Schlaf war schwer und unruhig. Sie träumte wüßt und traurig. Auf einem Hügel stand sie, die Sonne lachte warm und tausend bunte Blumen bedeckten die Erde. Sie sah Lorenz auf sich zukommen

und ging ihm durch die blumigen Felder entgegen. Aber da zog urplötzlich eine finstere Wolke auf, senkte sich tief und tiefer auf sie nieder — erdrückte sie und das blumige Feld. Mit einem Schrei erwachte sie. Die Sonne guckte ins Zimmer und vor ihrem Bette stand die Mutter.

Du hast so schwer geträumt!“ sagte sie. „Hast wohl Alpdrücken gehabt? Nun aber hurtig aus den Federn! Es ist die höchste Zeit, wenn Du die heilige Messe nicht versäumen willst!“

Da sprang Marianne rasch aus dem Bette; wusch sich und zog sich an. Die Mutter flocht ihr das blonde Haar in breite Zöpfe und legte die wie einen Kranz um ihre Stirn. Eines der Kinder brachte inzwischen die Myrtenkrone aus dem Garten. Frau Berger setzte sie der Tochter auf das krause Köpfchen und befestigte die blauen, seidenen Bänder daran, daß sie wie ein Mantel über den Rücken fielen.

„Das letzte Mal trägst Du die Mädchenkrone,“ sagte sie dabei bewegt zu ihrer Tochter. „Das letzte Mal gehst Du als Bildträgerin zur Wallfahrt. Bald werden wir Dir die Frauenumhaube reichen und Du wirst in ein neues, ernsteres Leben treten. — Aber wo ist denn Lorenz? Habt Ihr Euch gegenseitig all' die kleinen Beleidigungen verziehen, die so das Alltagsleben mit sich führt? Du weißt doch — — — eine Bildträgerin darf gegen niemanden einen Groll im Herzen haben! Muß sich mit allen Freunden und Bekannten, mit Eltern und Geschwistern einig wissen.“ —

Da senkte Marianne den Kopf, wie schuldbewußt. War sie einig mit Lorenz? Standen nicht zwischen ihr und ihm die ungelösten Rätsel jener schrecklichen Nacht auf dem Cholerafriedhof im Walde? Stand nicht zwischen ihr und ihm die Stunde, da sie ihm eine so große Schuld vorgeworfen? Noch immer hatte er jene Frage nicht beantwortet. Noch immer saß in seinem Auge versteckter Groll gegen sie, saß in ihrem Herzen das Mißtrauen.

Indem kam Lorenz aus dem Garten. Er brachte Mariannen weiße Lilien für das Muttergottesbild. Da faßte sie sich ein Herz, sah ihm innig in die Augen und bat: „Verzeih mir, Lorenz, wenn ich Dich gekränkt habe! Laß uns in dieser Stunde

allen Groll begraben, der zwischen uns steht. Ich möchte freien Herzens zur Wallfahrt gehen und ohne Schuld."

Lorenz stand bewegt und betroffen da. Er sah seine Braut so festlich gepuzt vor sich, lieblich in ihrer frommen Bescheidenheit, und konnte ihr nicht frei ins Auge sehen. „Wie schön sie ist," dachte er und sagte leise und zögernd zu ihr:

„Ich habe Dir nichts zu verzeihen, Marianne, und ich verspreche Dir es hier in dieser Stunde, daß alles, was dunkel und trübe in unserem Leben ist, klar werden soll wie ein sonniger Tag. Laß mich nur erst ein paar Tager älter sein! Wenn Du von der Wallfahrt zurück bist, soll es zwischen uns kein Geheimnis mehr geben."

„Er hatte also doch Geheimnisse vor ihr! Es war kein Traum, der mit Unruhe und Gewissensqual ihr Herz bedrängte! Der Mann, dem sie in wenigen Tagen zum Altare folgen sollte, ging lichtscheue Wege! War vielleicht ein Dieb, und sie — sie ahnte es und schwieg."

„Bin ich besser als er?" fragte sie sich. „Habe ich noch das Recht, mit den andern die Gottesmutter zu tragen?"

So quälte sie sich mit Selbstvorwürfen und hatte doch nicht den Mut, ihr Ehrenamt freiwillig aufzugeben. Aber sie ging still einher unter der leichten Last der Bilderlade, ging still und gebückt. Von den Lilien, die das Bild schmückten, strömte ihr süßer Duft zu. Von der Myrtenkrone, die sie trug, fielen die blauen Bänder wie ein Mantel über ihren Rücken. Weiß und blau, die Farben der Gottesmutter trug sie, aber sie trug sie mit Unrecht, denn ihr Herz war sündig! Die Lieder, die sie sangen, gingen nur schwer über ihre Lippen, denn beständig tobte es durch ihre Brust: Sündig — sündig bist Du. Fehlerdienste leistest Du, dem Manne, der die Menschen betrügt. Dich und die Menschen!

Tief neigte sie ihr Haupt. Demütig schritt sie im Zuge, und wenn sie ausblickte, trafen ihre Augen den Heiland am Kreuze, der der Wallfahrt vorangetragen wurde. Dann erschauerte sie in frommer Furcht und sie hörte wieder des Heilandes Stimme: „Mehr — mehr will ich von Dir."

Ihr Vater, ihre Mutter, ihre Geschwister gingen mit im Zuge. Bis zum nächsten Kirchdorf wollten sie die Wallfahrer

begleiten. Dann mußten sie umkehren. Die Arbeit in der Grube, die Schule, die häuslichen Pflichten riefen — lag doch der Erlengrund ganz einsam und sie hatten keine Magd. Auch Lorenz hatte sich im Dorfe der Wallfahrt angeschlossen, als sie aber die erste Ruhepause machten, Eltern und Geschwister sich von ihr verabschiedeten, vermißte sie Lorenz.

„Er hat sich einen Dorn in den Fuß getreten und ist im letzten Augenblick zurückgetreten,“ erzählte Berger ihr.

Marianne zuckte schmerzlich zusammen. Ihre Augen hasteten sich traurig auf das verwitterte, treue Gesicht des Vaters, und ihr Mund öffnete sich zu der Frage:

„Glaubst Du ihm das?“

Betroffen sah Berger in das bleiche Gesicht der Tochter. Verlegen drehte er die Mütze in seinen Händen. Nein, er glaubte es nicht; aber das wollte er doch Marianne jetzt nicht zugeben. „Ich weiß nicht“ — stotterte er . . . Da kam die Frau und rief ihn an:

„Es wird Zeit — wir müssen uns eilen, wenn wir vor der Nacht zu Hause sein wollen.“

Marianne blieb allein mit ihrem Kummer, der nicht kleiner geworden war. „Warum drückt er sich von der Wallfahrt?“ Die Frage ging neben vielen andern her; quälte sie mit den anderen.

Gegen Abend zeichnete sich vor ihnen der Schattenriß des Annaberges mit seinen Kirchen und Kapellen vom Himmel ab. Die wegmüden Wanderer, die still und ermattet einhergingen, wurden freudig bewegt und ihr Mund öffnete sich zum Gesange.

Fern vom Getriebe der hastenden Arbeit, der Hütenschlote und dem Grubenrauch, lag hier in waldiger Ebene der heilige Berg. Heilig seit Urzeiten. Heilig den Heiden, die den wahren Gott noch suchten, und wähnten, er wohne auf den Bergen. Heilig den Christen, die es wußten: Gott ist überall — im Tale und auf den Bergen! Aber auf des Berges Gipfel glaubten sie ihm näher zu sein, als tief unten im Tale.

Auf gewundenem Pfade, durch duftenden Nadelwald schritten die Wallfahrer singend aufwärts zu dem Berge, den eine rosen-

rote Wolke umstrahlte. Die Sonne war untergegangen und Gottes Frieden lag rundum ausgebreitet. In diesem himmlischen Frieden hinein klang der Gesang der Wallfahrer:

. . . Maria voll der Lieblichkeit —
Mit Deiner Gnade uns begleitet,
Auf allen unsern Wegen . . .

Das Lied packte Mariannen. Inbrünstig betete sie:

„Mit Deiner Gnade uns begleitet,
Auf allen unsern Wegen.“

Und während sie betete, kam etwas von dem Frieden des heiligen Berges in ihr Herz. Hoffend auf endliche Klärung des Rätsels, das sie nun seit Monaten umgab, gedachte sie der letzten Worte, die Lorenz zu ihr gesprochen hatte. Nicht ahnend, daß es wirklich die letzten für sie waren in diesem irdischen Leben.

VI.

Während Marianne mit den Wallfahrern den Annaberg emporstieg, langten ihre Eltern und Geschwister im Erlengrund an. Vater Berger zog sich rasch um, die Mutter füllte ihm die blaue Kanne mit dem gesüßten, aus gebranntem Gerstentorn bereiteten Kaffee, wickelte ihm die Butterbrote in eine alte Zuckerdüte — dann ging er den seit zwanzig Jahren gewohnten Gang zur Grube, die hinter dem Walde lag. Er hatte heute Nachtschicht.

Todmüde von dem ungewohnten Wege, sah Frau Berger noch einmal im Hofe nach, ob das Vieh verschlossen, und sonst alles in Ordnung sei. Dann ging sie mit den Kindern zu Bett. Bald lag das Haus in tiefer Ruhe.

Hektor lag vor seiner Hütte und blinzelte den Sternhimmel an. Er hörte wohl die Schritte, die sich langsam näherten, aber fürchtete sie nicht mehr. Kalt ließ ihn das leise Schleichen und Knistern, das ihn einst in Angst und Wut versetzt hatte — denn er kannte es jetzt. Übrigens traten die Männer heut ganz sicher auf.

„Wir haben keine Überraschung zu fürchten,“ hatte Lorenz ihnen gesagt. „Das ganze Dorf ist sozusagen in Annaberg.

Der grüne Schnüffler nicht ausgenommen, und die alte Frau schläft wie ein Marmeltier.“

Er steckte sich ohne Scheu im Hofe die kleine Pfeife an und trug die Stallaterne ganz offen. Die Männer, es waren fünf Bauern aus dem Dorfe, lauter unverheiratete Burschen, waren dicht an das Hoftor gekommen.

„Geht nur den bekannten Weg,“ sagte Lorenz über den Zaun zu ihnen. „Ich komme nach.“

Er warf dem Hunde ein Wurstende zu und schritt dann gemächlich hinter den anderen her, am Gartenzaun entlang. So kamen sie auf die Rückseite des Hofes, der bekanntlich hier nach dem Walde zu durch die rückwärtige Holzwand des Schuppens abgeschlossen war. Dieselbe Wand, die Leonhard einst so viel Kopfzerbrechen gemacht hatte. Eine einfache, aus Brettern zusammengesetzte Wand, deren Spalten durch Latten geschlossen waren. Eine solche Latte schob Lorenz ein wenig zur Seite, ein Schlüßelloch wurde sichtbar, bald kreischte ein alter Schlüssel darin, und eine Thür bewegte sich in ihren Angeln. Sie war so geschickt unter dem Lattenwerk verborgen, daß nur ein Wissender sie finden konnte. Aus dem Dunkel des geöffneten Schuppens kam ein starker Branntweingeruch.

„Man kann duseelig davon werden,“ meinte Lorenz, der mit der Laterne so hineinleuchtete, daß der schmale Raum sichtbar wurde, den hier eine Doppelwand geschaffen hatte. Einfach und doch raffiniert war dieser Raum ausgeklügelt worden. Der Mensch, der ihn zuerst gebraucht, war wohl schon lange tot; alles sah hier modrig und alt aus, auch die Fallthür, die in einen Keller führte. Lorenz hob sie auf, der Branntweingeruch wurde intensiver, er kam von den großen Branntweinfässern, die hier lagerten. Schmugglerware, die zu jener Zeit drüben in Rußland hoch im Werte stand und an der Grenze hohem Zoll unterlag.

Lorenz hing die Laterne so auf, daß sie den Kellerraum hell beleuchtete. Die Männer stiegen hinunter und füllten den Branntwein in mitgebrachte Schweinsblasen um; Lorenz hielt oben Wache. Er war erst Mitglied der Bande geworden, seit das Häuslein in den Besitz Bergers übergegangen war. Dieser Besitzwechsel hatte die hier hausenden Schmuggler in arge Ver-

legenheit gebracht. So lange das Gehöft leer gestanden hatte, gab es hier ein ungestörtes Arbeiten. Das Geheimnis des verborgenen Lagerraumes hatte sich unter den Bauern vererbt; es nützte ihnen aber nichts mehr, als das Gehöft wieder neue Bewohner gefunden hatte. Die lohnenden Schmugglerfahrten waren arg gefährdet, denn Berger, das sahen sie bald, war dafür nicht zu gewinnen.

Aber Lorenz . . . seinen Wagemut, seine Lust am abenteuerlichen Leben . . . vorsichtig forschten sie ihn aus, und schließlich wurde er der ihre. Ja, er übertraf sie an Mut, Schlaueit und Stärke; wurde bald ihr Führer.

In den Nächten, die Berger unter Tag im Schacht verbrachte, wurde der Spiritus in großen Fässern in den Keller gebracht, die leeren Fässer wieder mitgenommen. Das geschah mittelst anscheinend harmlos befrachteter Wagen, die in einiger Entfernung vom Walde, auf dem Fahrwege rasteten, und noch niemals aufgefallen waren. Es wurde nur Spiritus geschmuggelt. In Schweinsblasen ließ sich von einem Manne ein lohnendes Quantum fortschaffen.

Ungestört ging heut die Umfüllung von statten, denn das halbe Dorf war in Annaberg und ein anderer Teil der Männer zur Schicht gegangen.

Lorenz lehnte an der Tür des Schuppens, die sich geräuschlos in gut geölten, verborgenen Angeln drehte, und horchte in das Walddunkel hinaus. Seinen geschärften Sinnen entging kein fremder Laut; dabei rasten die Gedanken vielgestaltig durch sein Hirn.

Als er sich für den Schmuggel hatte gewinnen lassen, war es in erster Linie der Reiz der Gefahr, der ihn gelockt hatte. Er dachte gar nicht an das Unrecht, das damit verbunden war. Erst Mariannens zitternde Furcht, er könne ein Dieb sein, hatte ihn aufgeweckt aus seiner Gedankenlosigkeit. Er ein Dieb — — wie ihn das traf! Und war er etwa kein Dieb, kein Betrüger . . . bestahl er nicht die russische Staatskasse auf indirektem Wege? Hielt er nicht mit Dieben, mit Betrügern — ? mußte er nicht mit seinem Handeln im Dunkeln schleichen . . . ? und die harten Taler, die in seiner Tasche klimperten, waren die ehrlich verdient! Er hätte schreien können vor Wut und

Scham und stand doch da und hielt Wache den Männern, die wie er betrogen.

„Nur dies eine Mal noch, weil ich mein Wort gegeben habe,“ schrie er so laut auf, daß einer der Männer, der gerade die Kellerstufen heraufkam lachend und ärgerlich rief:

„Laß doch das reuige Gewinsle . . . leuchte lieber besser her, man bricht ja Arm und Beine in dieser Finsternis.“

Da nahm sich Lorenz zusammen, leuchtete tiefer in den Keller, aus dem die Männer sachte aufwärtsstiegen. Wunderlich sahen sie aus mit der Last der gefüllten Schweinsblasen, die wie Ballons um ihren Körper baumelten. Als der letzte Mann oben war, ließ Lorenz die Falltür zuklappen und belud sich selbst mit den Spiritusballons, die die andern für ihn gefüllt hatten. Jeder hing einen dunklen Leinwandmantel um, so verließen sie den Schuppen; die Tür schloß sich geräuschlos, Lorenz schob die Leiste über das Schlüsselloch und die Wand sah wieder so alltäglich aus wie jede andere Holzwand. Nur der Zufall oder Verrat konnten ihr Geheimnis preisgeben.

Einer hinter dem andern vorwärts schreitend, verließen die Schmuggler den Erlengrund. Lorenz ging allen voran. Sein Gang war müde, ihn drückte die Schuld, die auf einmal klar vor ihm stand. Alle Freude an den nächtlichen, gefährvollen Gängen war vorüber. Gefährvoll auch dann, wenn die Grenzwatche drüben in ihrem Solde stand. Denn es war immer der Zufall, immer der Verrat zu fürchten.

Heut war die Lust da drüben wohl rein. Denn auf das flammende Signal, das sie in später Abendstunde auf der Brücke den Kosaken gegeben, kam das verabredete Zeichen im Feuerkreise der geschwungenen Fackel. Aber Lorenz dachte nicht mehr an das Gelingen seiner abenteuerlichen Wanderung über die Sümpfe. Er dachte nur immer an die damit verbundene Schuld.

Seine Kameraden kannten gar wohl den Grund seiner schlechten Laune und neckten ihn:

„Kannst andermal ja hinterm Ofen bleiben und Läuse im Pelze jagen.“

Da blieb er sie barsch an: „Gebt Ruh . . . und kümmert Euch nicht um Dinge, die Euch nichts angehen!“

Da schwiegen die anderen, wissend: mit dem Lorenz ist nicht zu spaßen.

Langsam schritten sie auf dem schmalen Pfade hin, der sich zwischen Moor und Wald hinzog. Die Nacht war warm und flimmernd hell, obwohl kaum ein Stern am Himmel zu sehen war. Wohl eine Stunde schlichen die Männer durch den Wald, möglichst jedes Geräusch vermeidend. Wie Füchse schlichen sie — sachte, sachte und kamen endlich an den Friedhof. Verwildert, verlassen, machte der Ort auf unbefangene Gemüther einen düsteren Eindruck. In den eingesunkenen Gräbern, in dem wunderbar verschlungenem Gebüsch und Geranke von Waldreben, von Hollunder und Tollkirschen, von vielfältigem rankenden kriechendem Unkraut, wohnte das Grauen, welches der Leichengeruch der Stinkmorchel (*Phallus impudicus*) unheimlich verstärkte.

Aber die Männer, die hier hinter dem Kreuze Halt machten, waren hart gegen solche Eindrücke.

Lorenz zog seine Uhr, beleuchtete mit Feuerstein das Zifferblatt und sagte: „Wir haben noch Zeit.“

Darauf entledigten sich die Männer ihrer Last, verbargen sie in einer Grube der eingesunkenen Gräber und deckten sie mit Strauchwerk zu.

Vor zwölf wurde der Gang über das Moor nie angetreten. Absichtlich wählten sie diese Stunde, um die Einfältigen, die vielleicht des Weges kamen, in Gespensterfurcht zu stürzen.

Unter dem Kreuze lagerten die Männer wie wegmüde Wanderer. Die Flasche ging von Mund zu Mund; aber es wurden nur wenig getrunken, nur gerade so viel, wie nötig war, den erschlaffenden Geist zu beleben; denn sie brauchten volle geistige Klarheit für ihren gefährlichen Weg.

Langsam verstrich die Zeit. Die laue, balsamisch duftende Sommernacht entfaltete ihre Wunder. Wie sattes Atmen stiegen die Wohlgerüche zum Himmel auf, Knospen sprengten ihre Hülle und junges Leben hob zitternd vor Lichtsehnsucht das Köpfchen aus den grünen Deckblättern. Hoch oben gingen die Sterne ihren ewigen Weg. Die Wolken hatten sich geballt und zwischen ihren krausen Gebilden stand der Himmel mit tiefem nächtlichen Blau.

Lässig saßen die Männer in jener warmen Sommernacht unter dem Kreuze und rauchten Tabak aus kurzen Pfeifen, rechneten den Gewinn nach, den sie von der heutigen Ware erhoffeten und sicherten ihre Revolver; denn jeder von ihnen trug eine Waffe — für jeden Fall.

So ging die Zeit geräuschlos ihren Weg. Die Zeichen am Himmel kündeten die zwölfte Stunde. Diese, mit der Natur aufs innigste verwachsenen Menschen, denen Bauernblut von Urzeiten her durch die Adern rann, kannten den Stand der Sternbilder zu jeder Stunde.

Wie auf Kommando brachen sie jetzt auf; beluden sich mit ihrer Ware und schritten zum Moor. Zum Moor, das keinen schweren Körper trug.

Aber da gab es, verborgen vom Gestrüpp alter Weiden und Wasserpflanzen etwa handbreit eine Stelle, die stand wie eine Mauer im Moor und führte ans andere Ufer.

Sicher schritten die Männer auf diesem gefährvollen Wege vorwärts; vorsichtig mit dem Fuße tastend, die Lücken überspringend, mit dem Stocke die Wurzelstöcke alter Weiden suchend, ehe der Fuß von neuem ausschritt. Ein mühevollcs Wandern durch Blumen, die den Tod verdeckten. Den grausigen Tod im Schlamm und Moor!

Allen voran ging Lorenz, der immer furchtlos, dort der erste war, wo Manneskraft und Mannesmut gefordert wurden. Gleich phantastischen Wesen schwebten die Männer, aus der Ferne gesehen über dem Moor. Blumen und Nebel verhüllten ihre Gestalten bis zum Knie. Hätte Marianne heute unter dem Kreuze gestanden, sie hätte wieder verwundert ihre Augen aufgetan und gerufen:

„Ist das ein Traum? Sinds Geister, die ich sehe?“

Eine halbe Stunde mochten die Männer so im ernstcn Schweigen hingegangen sein, als sie alle, wie auf Kommando stehen blieben. Vor ihnen lag die fremde Grenze. Niemals noch hatten die Schmuggler hier eine Grenzwaclie getroffen. Etwa hundert Schritte tiefer im Lande lagen die niederen Hütten armer Bauern, die unverdächtig waren. Niemals war irgendeiner dieser elenden, im zerrissenen Leinenrocke einher-

gehenden Bauern, nie eine ihrer dürftigen, armen Frauen mit dem Grenzgesetz in Konflikt gekommen. Sie lebten so still, so arm, daß ihre kleinen Siedlungen wenig beachtet wurden. Sah aber einer der Kosaken aus der Ferne dann und wann einen Mann im Leinenrocke nächtlich durch die kleine Siedlung gehen, so hatte er dafür keine Augen, wenn nur der Tabak und die Silberrubel richtig in seine Tasche kamen! So war es möglich, daß immer wieder in den kleinen Bauerndörfern Lager Räume für Schmugglerware gefunden wurden. Geld machte auch hier die Hintertüren der armseligen Bauernhöfe auf, und wenn die Schmuggler so vorsichtig und mit geladenem Revolver die Grenze passierten, geschah das nur für unvorhergesehene Fälle.

War ein solcher Fall heut zu befürchten? Lorenz, der an der Spitze des Schmugglerzuges ging, blieb zuerst wie angewurzelt stehen und auf sein leises unterdrücktes Pfeifen standen auch die anderen still.

„Mir war's, als hätte ich am Erdboden drüben einen Flintenlauf blitzen sehen,“ sagte Lorenz zu seinem ersten Hintermann, und alle hockten auf dem schmalen Pfade nieder, der rechts und links vom totbringendem Sumpf begrenzt war. So lagen sie wohl eine Viertelstunde. Nichts regte sich drüben. Die Sterne funkelten am tiefblauen Nachthimmel und Nebelgrauen stiegen vom Moore auf, hüllten die Schmuggler in weiße Schleier ein. Alles blieb still und ruhig, hieben wie drüben.

Sachte hob sich Lorenz wieder auf, sachte, wie ein Indianer auf dem Kriegspfade, pirschte er sich dicht an die Grenze. Spähend flog sein scharfer Blick über das kahle Land — nichts verdächtiges war zu sehen. Da wagte er es.

Immer gings in Pausen, einer nach dem andern in das fremde Land. So standen auch heut die andern still und warteten. Lorenz, sonst fest und wagemutig, fühlte sich heute seltsam beklommen. Das Bewußtsein seines Unrechts, das er jetzt in ganzer Schwere empfand, drückte ihn zu Boden. Nur gewohnheitsmäßig griff seine Rechte zum Revolver, als er auf fremder Erde stand.

Wie immer schien auch heut die Luft rein. Kein Mensch war weit und breit zu sehen, kein Mensch kam ihm entgegen. In dem Hause, das als Niederlage für den geschmuggelten Spiritus galt, brannte das verabredete Zeichen — ein rotes Licht. Es glänzte einsam durch die Nacht.

Da schritt er mutiger darauf los. Wenige Minuten noch, und er und seine Habe sind in Sicherheit. Das letzte Mal geht er diesen Weg. Nie wieder will er Gemeinschaft haben mit jenen Männern, die ihn auf diese Bahn gedrängt. Deutlich fühlt er die Schmach und die Sünde, die er auf sich geladen. Nicht stolz, nicht frei darf er um sich blicken auf diesem Wege, heimlich schleichen muß er wie ein diebischer Fuchs. Heimlich schleichen, und die Kosaken, die weiter oben die Grenze bewachen, die muß er mit Geld, Tabak und Branntwein, mit in den schwierigen Handel ziehen — damit sie diesem Landungspunkte fernbleiben in den kritischen Nächten; nicht hören, nicht sehen, wenn die fremden Männer, die wie Gespenster über das todbringende Moor schreiten, verbotene Waren ins russische Reich tragen. Heut empfindet er das schädliche dieses Ganges, heut . . . hat da nicht ein Hahn geknackt?

Kalt rieselt es dem Lorenz durch die Glieder. Zehn Schritt ist er von seinem Ziel entfernt. In dem Hofe, in dem das rote Licht brennt, will er sich wohl verstecken, wenn er erst dort ist. Im alten Brunnen, hinter der Scheuer im Spreuehausen, im Keller, nahe der Mistgrube, überall ist da ein Winkelchen für die verbotene Ware. Aber . . . entsezt bleibt er stehen. Er sieht nichts, er hört nichts, aber er fühlt mit feinsten Nerven die Gefahr.

„Jesus Maria,“ schreit seine Seele auf. Er lauscht in die dunkle Nacht hinein; vom Osten her kommt ein kühler Wind. Der erste Vöte des erwachenden Tages.

Lorenz wischt den Schweiß von seiner Stirne; sachte, sachte greift seine Hand nach dem Revolver. Es ist ganz dunkel um ihn herum. Über die Sterne sind Wolken gezogen. Da atmet er auf; lacht über seine Verzagttheit. Über die Furcht, die ihn das erste Mal gepackt im Leben. Er lacht sich selber aus und hebt den Fuß und schreitet weiter. Da donnerts ihm entgegen aus Kosakenmunde: „Halt — halt!“

War es dort oben über den Sternen beschlossen, daß sich sein klarer Geist verwirren sollte? Er, der Lorenz, der in seinem Leben immer das richtige getroffen im kritischen Augenblick; er, der da wußte, daß er mit seinem Leben spielte, wenn er dem Kommando der Kosaken nicht Stand hielt, er lief, von jäh aufsteigender Todesangst getrieben, vorwärts —

„Halt!“ donnerte es zum dritten Male, ganz dicht in seiner Nähe — gleichzeitig krachte ein Schuß. Verhallend rollte er über die nächtliche Ebene, den Männern dort drüben im Sumpfe als düstere Warnung. Entsetzen packte sie, sie wandten sich und schlichen leise den Weg zurück, den sie gekommen.

Rote Ros' am Bergmannskleid — sachte, sachte rieselte sie aus klaffender Wunde. Die goldene Sonne, die strahlend am Himmel aufzog, sah in ein fahles Antlitz, in gebrochene Augen. Rabenschwärme zogen krächzend über den Toten hin, hockten auf dem nahen Gezweig dornigen Gesträuches wie Leichenbitter. Einsam lag er, fern von liebendem Mitleid.

Ein Bäuerlein kam daher, ein armes, im Leinenkittel steckendes Bäuerlein. Das kniete nieder bei dem Toten, betete ein Vaterunser über ihm. Dann lud es den Leichnam auf den Rücken. Ein Silberrubel bekam er dafür von den Kosaken.

Ein Silberrubel ist viel Geld für einen armen, polnischen Bauersmann hinter der Grenze, der den grauen, nie gewaschenen Leinenrock mit dem Strohseil gürten muß.

Auf den Rücken lud er den Leichnam, und trat mit der schweren Last den Weg durch das Moor an. Die festen Punkte, die sein Fuß suchen mußte, er fand sie durch vorsichtiges Tasten mit dem Bergstoch des Toten. Er kennt die Richtung des Weges. Mehr als einmal hat er in seinem Hofe gestanden und mit der roten Laterne den Schmugglern zugewinkt. Nun trug er auf verbotenem Wege, den stecksten, den blühendesten, erkaltend zurück in die Heimat. Schwer war die Last, sie trieb den Schweiß aus allen Poren, weit war der Weg, die goldene Sonne heiß; aber noch schwieg der Wald, als der arme Bauer mit seiner Last unter dem Kreuze ankam. Sachte bettete er sie, den Kopf auf Moospolster legend, betrachtete stumm das erblaßte, kräftige Jünglingsgesicht, machte das Kreuzeszeichen und

schlich den Weg zurück, den er gekommen. Behend wie eine Rahe kam er jetzt über das Moor. Steckte dahetm der Gottesmutter eine dicke Kerze an, zum Opfer für den Toten.

VII.

Dieselbe goldene Sonne, die Lorenz an jenem blühenden Julimorgen ins bleiche Angesicht geschaut, ging strahlend über dem Annaberge auf. Marianne steht oben vor der Pforte des Klosters. Ihr Blick geht ins weite, weite Land. Wie ein Garten Gottes liegt es vor ihr ausgebreitet. Wogende Felder im herrlichen Erntesege, dunkle Wälder voll geheimnisvoller Lockung. Ganz fern am Horizont tauchen die schlanken Schlotte auf, wie Masten auf dem Meere. Die Schlotte der Hütten und Gruben. Die Schlotte, die zu den Brotquellen des obereschlesischen Volkes gehören. Dort wo der dunkle Waldstrich die Aussicht gänzlich hemmt, dort weiß sie die Gruben in denen Vater und Lorenz ihre Arbeitsstätten haben.

Lorenz — ihr Herz ist bedrückt, wenn sie seiner gedenkt. Sie kann sich nicht sorglos der wonnigen Schönheit dieses Tages hingeben — sie kann nur beten. Beten aus innigstem Herzen heraus!

Die Glocken läuten dem Frühgottesdienst. Feierlich rollen die Klänge ins weite Thal. Lebendig wird es auf dem Annaberge. Von allen Seiten kommen die Waller, mit wehenden Fahnen, mit Kreuzen, mit heiligen Bildern. Singend kommen sie herauf, an dem wonnigen Julimorgen.

Grüßend neigen sie ihre Fahnen gegen das Kloster — bald liegt die Weihe frommer Andacht über dem Berge. Und in dieser herrlichen Stunde, in dem Gebete hoch oben über der Kummernis des Lebens, in dieser herrlichen, reinen, durch nichts getrübbten Luft, unter der blauen Himmelskugel, im strahlenden Glühen der Sommersonne, fällt mächtig die Sorge von Mariannens Herzen und nur die Demut bleibt. Die Unterwerfung unter den göttlichen Willen. So vergeht der Tag im Frieden für sie. Ihr Herz wird stark, ihre Augen hell. Was Gott schickt, das wird sie tragen.

Es war am Montag Abend, als die Wallfahrer wieder in ihrem Heimdorfe eintrafen. Sie fanden auffallende Unruhe unter der sonst so stillen Einwohnerschaft. Überall standen Menschen beieinander; gestikulierten heftig mit den Händen, sprachen erregt miteinander. Der Name Lorenz fiel öfter laut über die Straße.

Lorenz — man hat ihn gefunden unter dem Kreuze am alten Friedhofe — tot — erschossen — wer hat es getan?

Niemand wußte es, wer den Namen Leonhard zu erst genannt. Wie ein still fressendes Feuer war es hier, dort, zugleich aufgetaucht.

Leonhard — sie waren Feinde, Leonhard hat ihn erschossen. Und die Volksmuth richtete sich gegen den Jäger. Von allen Seiten drang man auf ihn ein, als er den andern Morgen durchs Dorf ging. Drohend streckten sich ihm die Fäuste entgegen. Er war unschuldig. Fünf Männer konnten es ihm bezeugen. Aber die Männer waren feig, wollten die Schuld nicht bekennen, die sie zu Wissenden gemacht. Sie schwiegen und das Volk blieb Richter in der Sache des unaufgeklärten Mordes.

Marianne war wie vom Blitz getroffen, als man ihr den Tod des Bräutigams mittheilte. Sie stand noch im weißen Kleide, die Myrtenkrone auf dem blonden Haar, den Mantel von wallenden Bändern im Rücken. Schön war sie, aber blaß wie der Tod und ihre Augen starr, als hätten sie die Sehkraft für das irdische verloren. Lorenz tot! Lorenz ermordet unter dem Kreuze, unter dem sie selbst bange, schreckhafte Stunden gestanden. Wie war das möglich!? Wie war das geschehen — wer hatte es getan?

Der Jäger? Auch sie durchschauerte diese Möglichkeit. Aber wenn sie alles durchdachte, was sie in den letzten Monaten erlebt, verwarf sie den Gedanken und aus der Tiefe ihrer Seele stieg es mit furchtbarer Klarheit.

„Gott hat ihn gerichtet.“

Sie wußte nichts Bestimmtes. Schwer durchwogte sie ein grüblerisches Denken. Aber aus allem löste sich immer dasselbe: „Er mußte sterben an seiner Schuld.“ In dumpfer Trauer

lebt sie dahin. Still räumte sie die Hochzeitskleider weg, zu unterst in die Truhe legte sie das noch unvollendete Tuch, in das sie die Bäumchen und Blüten gestickt für ihren Verlobten. Uralte Sitte wollte es so. Nun lag der, dem es gegolten, in der Erde und der Wind strich über seinen Hügel. Er stand vor seinem Gotte und sie — sie schleppte sein Geheimnis, seine Schuld weiter. Wie eine Last lag es auf ihr. Hundertmal dachte sie:

„Ich muß sagen, was ich weiß. Es ist meine Pflicht, auch den Toten nicht zu schonen und das Unrecht aufzudecken, an dem er mit geholfen!“

Doch sie konnte es nicht. Wollte seinen Namen nicht durch den Schmutz der Sünde ziehen. Sie schwieg.

Aber ihr Herz schwieg nicht, ihr Gewissen blieb wach. In schlaflosen Nächten, in schwülen Träumen rang es sich aus ihrer Seele: „Ich bin mitschuldig an seinem frühen Sterben. Ich hätte reden sollen zur rechten Zeit! Hätte erzählen sollen, was ich in jener schrecklichen Nacht erlauscht und erlebt. O — ich weiß es sicher, er lebte noch, wenn ich gesprochen hätte!“

So quälte sie sich mit Selbstvorfürfen und wurde elend in Trauer und Gewissensqual.

Inzwischen suchte die Polizei den Mörder. Die Bauern zischelten es sich zu: „der Leonhard . . . der weiß mehr davon als wir.“

Und eines Tages wurde der Leonhard verhaftet.

Marianne stand in der Küche und half der Mutter Pilze schälen zum Trocknen; eine feuchte Septemberluft kam durch das offene Fenster. Da kam der alte Grenzaufseher über den Hof getappt. Er ging müde, sein Gesicht sah kummervoll aus, er trug die alte Dienstmütze in der Hand; ließ die feuchte Luft um seinen grauen Kopf wehen.

„Der Mann sieht aus, als ob er krank wäre,“ sagte die Mutter zu Marianne und machte die Tür weit auf. Stolpernd kam der Alte herein.

Guten Tag auch und schönen Dank, jo — jo — wer das gedacht hätt, damals auf dem Bergfest — jo.“

Er fuhr ein paarmal über sein graues Haar — wischte den Schweiß aus dem erhitzten Gesicht, ließ sich schwer auf die Ofenbank fallen.

„Jo — — — jo — — —“

Niemand fiel ihm ins Wort, niemand fragte ihn. Sowohl Frau Berger als ihre Tochter fürchteten sich vor dem Kommen. Denn daß der alte Mann da ihnen etwas ganz besonderes zu sagen hatte, das sahen sie deutlich genug.

„Trinkt ein Glas Buttermilch,“ sagte Frau Berger und schenkte ihm von der frisch gebutterten, sahnigen Milch ein Glas voll ein.

Er schüttelte den Kopf. „Nicht doch, Frau . . . mir ist so schon nicht gut . . . wenn's was sein muß, wär' mir halt schon ein Kirschgeist lieber . . . jo, jo . . . wer das gedacht hätt' damals auf dem Bergfest! Der Lorenz, Gott hab ihn selig, der ist nu tot, jo — und der andere . . . nee . . . ich kanns nicht glauben, Frau Berger . . . halten Sie das für möglich? Wahr is' wahr, gehachelt haben sich die beiden . . . jo, das schon . . . aber ein Mord . . . nee!“

Mit zitternder Hand reichte ihm Marianne den gewünschten Kirschschnaps, den sie im Hause selber herstellten. Sie ahnte es, jetzt stand sie vor den Rätseln ihres Lebens. Sie fürchtete, Schreckliches zu hören, unterbrach den Mann mit keiner Frage, wie sehr er auch von der Sache abschweifte und sich im Nebensächlichen verlor.

„Brr! Das war gut!“ Damit reichte der alte Beamte Mariannen das Glas zurück, nachdem er es auf einen Zug geleert hatte.

Sie stellte es schweigend weg und wartete.

Er wischte sich seinen Schnauzbart ab, steckte umständlich das rote Taschentuch in die Rocktasche und fing wieder an: „Nichts für ungut, Frau Berger . . . aber ich denk halt immer — er deutete nach der Himmelsrichtung, in der die Grenze lag — — — ich mein, ich hab auch etwas derlebt in den vielen Jahren meiner Dienstzeit! Die Kosaken drüben sackeln nich lange — da heißt's: Stoj — stoj! und macht einer noch einen unvorsichtigen Schritt, bums trifft ihn die Kugel! Sie wissens jo auch, daß die verflixten Kerle Fangegelder

kriegen, jo — — nu denk ich immer, den Lorenz, den haben die Wölfe drüben auf dem Gewissen! Jo . . . tot haben sie ihn ja wohl nicht schießen wollen, darum hab'n wir ihn ja auch auf unserer Seite gefunden. Das kennt man ja alles! Wenn man so lange Jahre mit der Flinte auf 'm Buckel die Grenze begangen hat, da erlebt man manches — jo . . . aber nichts für ungut, Frau Berger . . . einen Kirsch könnt ich noch vertragen. Mir ist ganz übel worden heut. Ich hab so meine Gedanken. Ich hätt's Maul halten sollen, wie mich der grüne ausgeforscht hat — jo . . . ich hab' mir sicher nichts arges dabei denkt. Hab ihm gesagt, was man so weiß vom Grenzleben; da hat er wohl drüben, hinter der Grenze, auch ein Wörtlein davon fallen lassen, und da haben sie die Schmuggler ertappt auf frischer Tat; jo, so war's wohl, so hab' ichs oft erlebt . . . Aber daß der Leonhard den Lorenz erschossen hat, nee — das glaub ich nitt."

Mit immer größer werdenden Augen hatten die Frauen zugehört. Marianne war es, als zöge jemand einen Vorhang weg vor ihrem Geiste. Sie faßte sich an die Stirn:

"Mein Gott," schrie sie, "war ich denn blind, war ich dumm — ich . . .! bin ich nicht groß geworden an der Grenze? Mutter, Mutter!" schrie sie auf. "Nun ist mir alles, alles klar — mit Schmugglern hat er es gehalten! Mein Gott, mein Gott, wie konnte er so etwas tun! Lorenz ein Schmuggler!"

Wild raste der Schmerz durch ihre Glieder, heiß rannen die Tränen über ihre Wangen. Mitleidig sahen die anderen auf sie herab.

"No nichts für ungut," stammelte der erschrockene Grenzaufseher und goß sich selbst den dritten Kirschgeist ein.

Indem kam Berger von der Schicht heim. Er war sehr aufgeregt. Hing die Grubenlampe weg und sagte, ohne sich groß umzusehen: "Da hat man den Leonhard richtig eingesponnen. Er soll den Lorenz erschossen haben — na ja, die beiden hätten sich ja am liebsten Gift gegeben, so spinnefeind waren sie sich; aber das traue ich dem Grünen doch nicht zu! Ein Mord . . . nee . . ."

"Ich auch nicht," schrie Marianne aus ihren Tränen heraus, "Nein, nein. Es wird schon so sein, wie es uns

Schmidt erzählt. O — — — hätt ich nur gesprochen zur rechten Zeit!"

Berger sah seine Tochter ganz erstaunt an. Da löste sich ihre Zunge, und die Last, die sie erdrücken wollte, stieg in lebendigen Worten über ihre Lippen. Alles erzählte sie, was sie wußte, alles. Staunend hörte der Grenzaufseher zu.

"Jesus, der alte Weg — vergessen hatt ich den, ganz und gar!" rief er einmal in Mariannens Rede hinein; nickte mit dem Kopfe und sagte: „jo . . . jo . . . dort hab ich sie selber erwischt, die verflixten Kerle, wie ich noch im Amte war."

Tief bewegt hörte Berger seiner Tochter zu. Noch schmierig von seiner Grubenarbeit, zog er das blonde Mädchen an sich. Fuhr mit der schwarzen, groben Hand über ihr feines Haar.

"Heul nich, heul nich . . ." sprach er zu ihr. „Wir müssen alle auf unsern Herrgott bauen! Der führt doch alles zulezt zum Guten . . . Du bist ja noch jung — hast noch das ganze Leben vor Dir . . . wirst vergessen, wie tausend andere vergessen haben vor Dir . . . na ja . . . da heul Dich meinetwegen aus!"

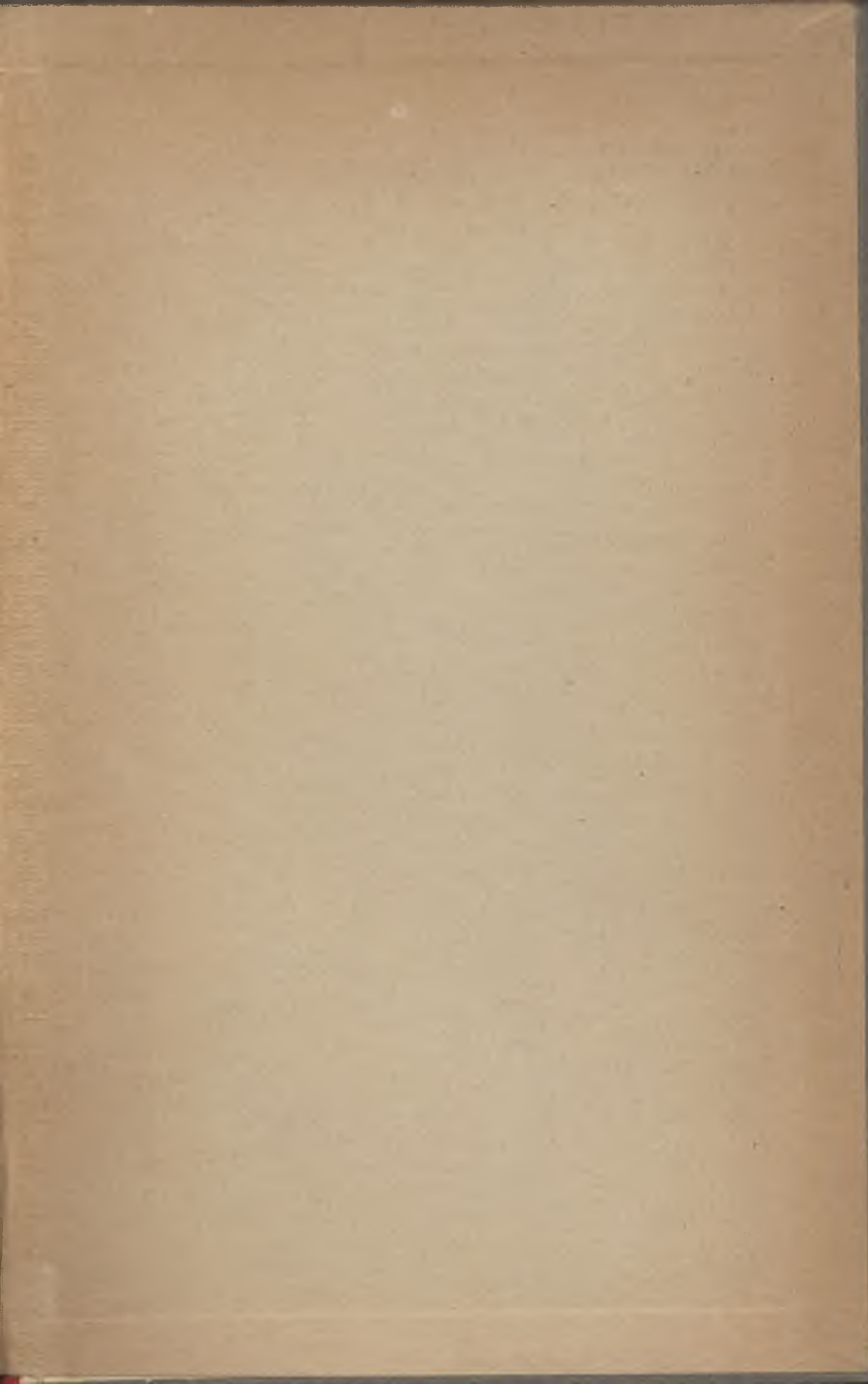
Er wußte nichts mehr zu ihrem Troste zu sagen, der alte Mann; der nur die rauhe Sprache seiner Sippe sprach. Aber in seinen Augen glitzerte das Mitleid und seine Stimme bebte.

"No jo . . . rief der Grenzaufseher Schmidt bewegt . . . „den Leonhard werden sie nu wohl nicht hängen . . . aber ein schlechter Kerl is' er doch . . . so hinterrücks die jungen Leute angeben. . . . Hätt' sie doch warnen können . . . jo . . . nu mag er das mit unserem Herrgott abmachen . . . jo!"

Er strich über seine Augen, schenkte sich noch einen Kirschgeist ein und mit einem „Adjes auch! Und Gott tröst Euch!" empfahl er sich.

— E n d e . —





Bz 24213

Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000916634



I 755858

SL

NARODOWY

ZASÓB

BIBLIOTECZNY

\$1